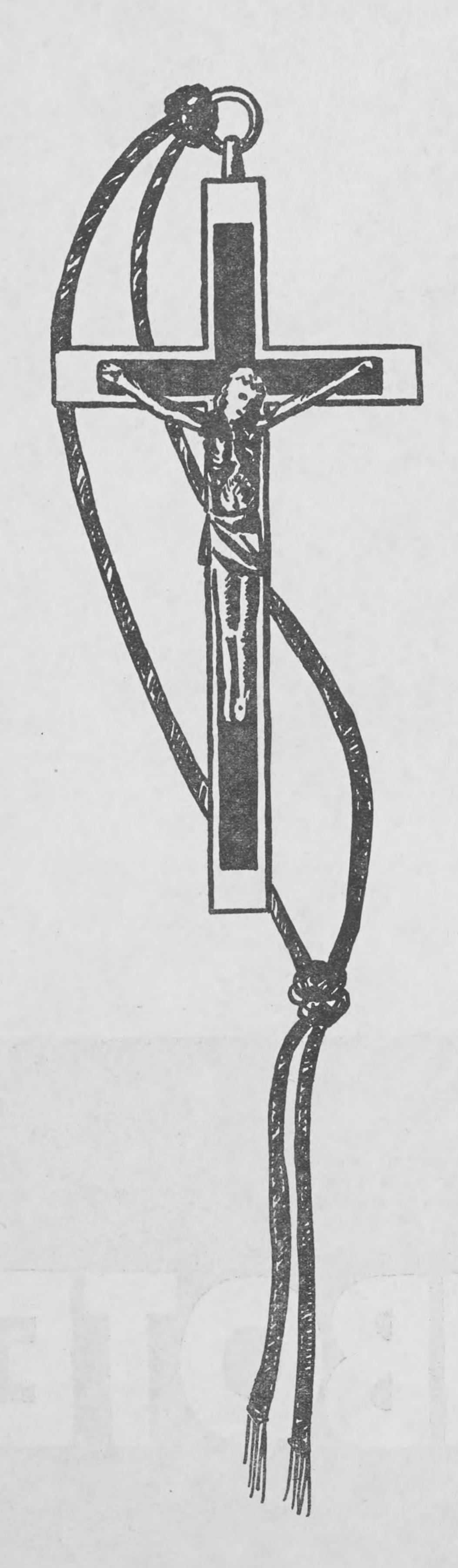
April
1953



DER MARIENBOTE

Aus dem Oblatenleben



Battleford, Sask. — Der 19. März, der große St. Josephstag, ist unseren Oblatenbrüdern immer ein Hochfest. Der stille, arbeitsame Bräutigam der hl. Gottesmutter ist ihr Patron. Wie jedes Jahr, begannen bereits am 12. März die jährlichen geistigen Exerzitien unserer Oblatenbrüder, die heuer vom hochw. Pater H. Kelz O.M.J. (Macklin, Sask.) gepredigt wurden. Am St. Josephsfest kamen die Exerzitien mit einem feierlichen Hochamt zum Abschluß. Unsere Bruderfamilie ist nun wieder gewachsen. Am 18. März abends wurden zwei junge Männer – Peter Heisler, Prelate, Sask. und Peter Sieben, Cosine, Sask. – eingekleidet. Sie begannen somit ihr Probejahr als Oblatenbrüder. Am St. Josephsfeste selbst legten vier junge Brüder ihre ersten Ordensgelübde ab. Aus aller Welt hatte der Herrgott sie zusammengebracht. Bruder Alois Bender ist aus Goodsoil, Sask. Bruder Paul Dennis kommt aus dem hohen Norden, aus dem Yukongebiet. Bruder Karl Brasley kam aus den südlichen Staaten Amerikas zu uns, und Bruder Stefan Horacki ist ein heimatsvertriebener Deutscher aus Jugoslavien. Dem Herrn im Himmel ist die Welt nicht so weit wie uns. Er ruft sich seine Brüder und führt sie auf ihnen unbewußten Wegen, bis Er sie dort hat, wo Er sie eben haben will.

Zwei junge Männer, einer aus Saskatchewan und ein zweiter aus Deutschland, warten auf den Tag ihrer Einkleidung. Die Schar unserer Klosterbrüder ist immer noch klein. Der Herr ruft sich so manchen, nicht jeder folgt jedoch diesem Ruf. Die Welt verspricht zu viel und sie lockt zu sehr. Der Klosterberuf sagt nichts von Bequemlichkeiten, nichts von Tanz und Freuden. Er spricht von Opfern, von frommer Arbeit, vom Gehorsam, von Armut und vom Beten – Gott zur Ehre und den Seelen zum Heil.

So etwas zieht selbstverständlich nicht jeden an. Tieffromme, opferwillige junge Männer verstehen jedoch das Leben mit dem Oblatenkreuz auf der Brust. Man kann ein betendes Opferleben als Klosterbruder führen – und doch froh sein und vollster Freude! Voll einer Freude, die man in der Welt nie und nimmer findet. Weltfreuden findet man auf dem Tanzboden, beim Film, beim Trinken, unter anderen jungen Leuten. Klosterfreuden findet man – in Gott und im reinen, frommen Gewissen.

Wer Klosterbruder werden möchte braucht keine besondere Schule. Frömmigkeit, Opfergeist, klaren Verstand, körperliche Gesundheit ist alles was vonnöten ist. Wer sich für den Klosterstand als Ordensbruder interessiert, schreibe an uns.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

21. Jahrgang 15. April 1953, Battleford, Sask. No. 7

"Osterbotschaft"



Osterbotschaft Pius XII. (Ostern 1951)

„Freuet euch, geliebte Söhne, denn das Leben, das sich im auferstandenen Jesus am Morgen des Osterfestes erneuert, ist für jeden Menschen ein Unterpfand für neues Leben, für Erlösung und künftige Auferstehung. Ein Mysterium der Erneuerung ist das Osterfest. Alle Seine Worte künden es: Legt ab den alten Sauerteig der Bosheit und Schlechtigkeit (1 Kor. 5-8); ziehet den neuen Menschen an, wie er von Gott gewollt ist; erhebt eure Gedanken zu den himmlischen Dingen; möge in jede Seele die heiligmachende Gnade herabkommen; möge die Gerechtigkeit höher und konkreter und die Liebe umfassender werden; mit einem Wort, erneuert die zerrissenen Bande zwischen Mensch und Mensch. Werdet wieder Söhne, werdet wieder Brüder!

Die erste Frucht sei der Friede! Pax vobis! (Luk. 24-36.) Es ist der neue Gruß des auferstandenen Jesus. Was über Seiner Krippe eine Verheißung war, das ist am Osterfest eine Wirklichkeit, eine Wirkung der vollzogenen Erlösung. . .“

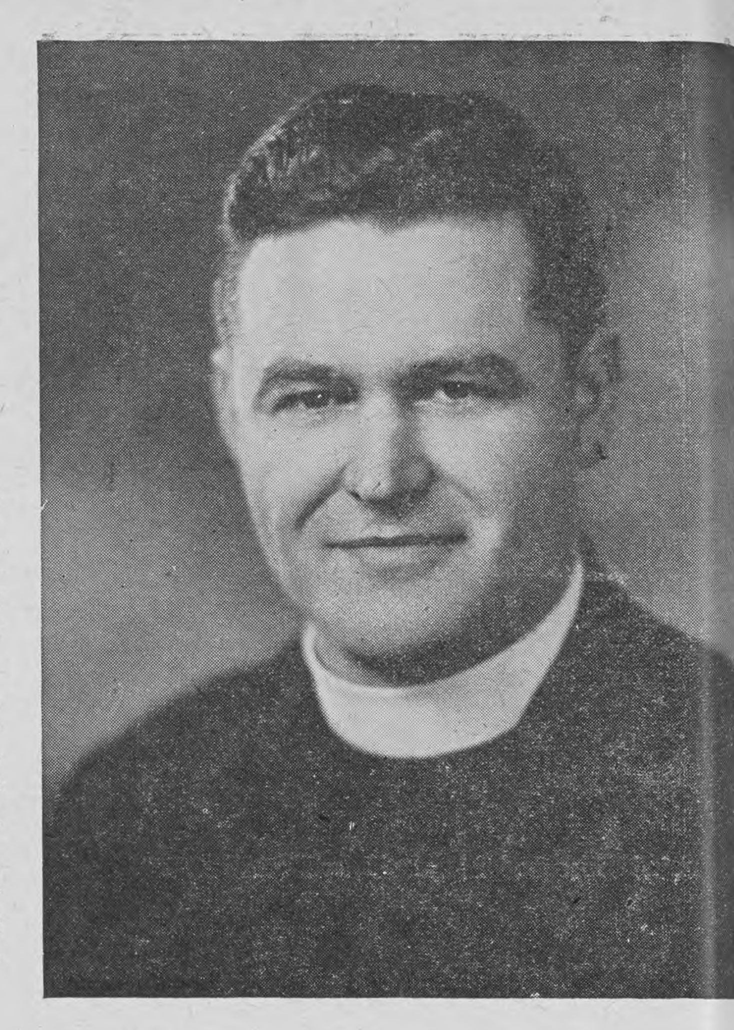
Seine Sorgen und Anliegen sprach der Heilige Vater in Form eines Gebetes an den Erlöser aus: „Segne, o göttlicher Erlöser, die Hierarchie, die Diener des Heiligtums und die sich auf das Priestertum vorbereiten, sowie alle jene, die auf die Welt verzichtend, sich Dir geweiht haben in den verschiedensten Formen des Ordenslebens.

Segne die kühnen Scharen des Laienapostolates und erwecke in ihnen bis zum vollen Maß den Mut christlichen Bekenntnisses, die Glut des Eifers und die Festigkeit mannhafter Treue.

Segne die Lenker der Staaten und erwecke in ihnen den Gedanken der Gerechtigkeit und des Friedens, des brüderlichen Sichverstehens und der gegenseitigen Hilfe, damit die Völker, befreit von jeder Herrschsucht und Gewalttätigkeit, in Ruhe und friedlicher Arbeit leben und Gott dienen und so vom mühevollen irdischen Arbeitstag zur Glückseligkeit des himmlischen Vaterlandes gelangen können.

Segne die Familien, in deren Schoß die Generationen aufwachsen, die die Kirche von morgen bilden sollen. Segne und bewahre die Knaben und Mäd-

Der Hochwuerdige Pater Johannes Boeckenfoehr, OMI zum Bischof von Kimberley, Suedafrika, ernannt



Aus Rom traf die freudige Nachricht ein, daß der Hochw. Pater Johannes Boeckenfoehr O.M.J., zuletzt Generalassistent in Rom, zum Bischof von Kimberley in Südafrika ernannt wurde. Der neue Bischof war Provinzial der St. Marienprovinz von 1940–47 und ist allen unseren Lesern gut bekannt. Es ist für die St. Marienprovinz eine große Ehre, daß einer aus ihrer Reihe zur Bischofswürde erhoben wurde. Schriftleitung und Leser des „Marienboten" gratulieren dem Hochw. Herrn Bischof aus ganzem Herzen und wünschen ihm Gottes überreichsten Segen zu dem schweren und schönen Werk, das seiner nun in Südafrika wartet. Der Marienbote wird in einer späteren Ausgabe mehr über den Hochw. Herrn Bischof und sein neues Missionsgebiet berichten.

---

chen; ihre Reinheit, ihr innerer Wert und ihr Geist der Fröhlichkeit sind eines der größten Anliegen Deiner Kirche.

Segne und stärke jene, die durch die irdischen Lockungen und heimtückischen Irrtümer Schaden genommen haben in ihrem Fühlen und Denken, in ihrer Lebensführung und ihren Werken, und hilf ihnen, aus der Lauheit und Indifferenz der Gottferne den Weg wiederzufinden, der allein zur Wahrheit und zum Heile führt.

Gib Deinen Segen all jenen, die an Körper und Seele leiden. Erwecke in stets größerer Zahl hochgemute Seelen, die zur Hilfe bereit sind, wo immer ein Schrei, eine Klage, ein Seufzer hörbar wird; die bereit sind, mit Herz und Hand und mit ihrem Vermögen Sorge zu tragen für die vielen Kinder, die verlassen durch die Straßen gehen; für die vielen alten Leute, die jeder Hilfe entbehren; für die vielen Notleidenden, die ihr Leben in Armut und Krankheit hinbringen; für die vielen Flüchtlinge, die auf der Suche nach einer neuen Heimat umherirren, für die vielen Opfer der menschlichen Ungerechtigkeit. Gib all denen Mut, die in den Spitälern, in den Kerkern, an den Orten der Verbannung und der Strafe, vielleicht sogar ungerechterweise, leiden, stärke diejenigen, die für die Verteidigung ihres Glaubens in ihrer Ehre, in ihrer Freiheit und körperlich leiden: leuchtende Beispiele der Treue zu Dir, Du göttlicher Sieger über die Unterwelt und den Tod."

Stabat Mater

Von Marga Thome

Durch die Mittagsglut der Gassen von Todi eilte ein Mann, der ein zotteliges Tierfell um die Schultern trug. Von Zeit zu Zeit zog er es fest zusammen, so, als quälte ihn die bitterste Kälte. Eine Schar Kinder lief lachend und johlend hinter ihm her.

Der hagere, hochgewachsene Mann lächelte in sich hinein über die Spottnamen, die die Kinder ihm nachriefen. Einmal hob er den Kopf. Da schritt von der Treppe des Rathauses ein Herr herunter. Als dieser den Mann im Pelz sah und das Geschrei der Kinder hörte, stieg ihm die Röte des Zornes ins Gesicht. Er wandte den Kopf zur Seite und schaute hochmütig die Gasse entlang, so, als habe er den Narren überhaupt nicht gesehen.

Der blickte wieder vor sich hin. Und von neuem umspielte ein Lächeln seinen Mund. Dieser Herr auf der Treppe des Rathauses war vor nicht allzu langer Zeit noch sein Freund gewesen.

Plötzlich begann der Mann im Pelz Sprünge zu machen. Und gleich hatten die Kinder es heraus, daß er einen widerspenstigen Esel nachmachte. Sie kreischten vor Vergnügen und wußten sich nicht zu lassen vor Lachen. Frauen und Männer kamen an die Türen. Die ganze Gasse war angefüllt mit Lachen und Spott.

„Ach, wenn Monna Giovanna ihren Gatten so gesehen hätte", sagte eine junge Frau zu ihrer Nachbarin. „Denkt nur, die schöne, vornehme Dame und dieser Kinderspott!"

„Aber Ihr wißt doch, daß Jacopo Benedetti gerade um ihretwillen so geworden ist", sagte die andere.

„Ja, freilich. Ich weiß, daß er bei ihrem Tode den Verstand verloren hat. Sie sagen, es sei um ihn geschehen gewesen, als sie seine Gattin blutüberströmt und sterbend unter den Trümmern der Tribüne, von der sie den Festspielen zugesehen hatte, hervorzogen. Aber dennoch, es wäre furchtbar für die Dame, wenn sie ihn so sehen müßte. Ist es nicht ein Jammer, daß ein so vornehmer und gelehrter Herr ein solcher Narr und der Spott der Stadt geworden ist!"

„Villeicht ist es gut für ihn, daß sein Verstand sich verwirrte", meinte die erstere mitleidig. „So kann das Leid ihm nicht mehr so wehe tun."

Eine Weile sahen sie dem einstigen Rechtsanwalt Jacopo de Benedetti noch nach, dann ging jede an ihre Arbeit zurück.

Der Narr schritt unterdessen unentwegt durch die Hitze. Nach und nach blieben die Kinder zurück. Es wurde stiller um Jacopo. Und er schlug den Weg zu der Kirche ein, die sich auf einem Hügel erhob.

Es war kühl und still in der Kirche. Das Licht, das durch die Fenster fiel, füllte das Gotteshaus mit Gold. Hoch oben im Rund der Kuppel musizierten die Engel.

Jacopo, der „Narr von Todi", kniete auf den Steinfliesen nieder und betete. Er hatte sein Gesicht zum Altar erhoben, ein geistvolles Gesicht, das keineswegs dem eines Narren glich. Lange Zeit verharrte er so in tiefer Andacht. Dann erhob er sich und schritt dem Seitenaltar zu, wo immer ein Bild der Gottesmutter gestanden hatte. Dieses alte Bild war aber jetzt nicht mehr da. An seiner Stelle sah Jacopo eine Gruppe aus weißem Marmor, die die Mutter des Herrn mit ihrem toten Sohn auf dem Schoß darstellte. Mit tiefer Rührung betrachtete der Mann das Antlitz der Gottesmutter, darin jeder Zug von unsäglichem Leid sprach. Ach, wie gut konnte er dieses Weh, das der Madonna das Herz durchbohrte, da sie ihren lieben Sohn tot und mit Wunden bedeckt auf dem Schoße hielt, verstehen. Hatte er nicht auch so vor dem Liebsten gekniet, das die Erde für ihn hatte! O entsetzlicher Tag, da man sein schönes junges Weib unter den Trümmern der Tribüne hervorzog. In die fröhlichen Trompetenstöße der Kampfspiele hatte sich plötzlich das Krachen der zusammenbrechenden Bretter und Balken gemischt. Und dann die Hilferufe und das Stöhnen und

---

O Tag, so schwarz und trübe,
Wie düstre Mitternacht!
O Tag, so warm von Liebe,
Wie's keine Sonne macht;
Und Liebe ohne Ende
Aus Gottes Vaterhaus,
Die breitet hier die Hände
Am Kreuze segnend aus.

Möves

Schreien Sterbender und Verwundeter.

Ach heute wußte er noch nicht, wie er zu jener Stelle gelangt war, wo er seine Giovanna begraben wähnte. Mit blutenden zerrissenen Händen schaffte er Bretter und Balken fort. Und dann zogen sie Vanna heraus, wundenbedeckt, blutüberströmt, das schöne Antlitz von Qual und Schmerzen entstellt. Noch war Leben in ihr, noch röchelte sie in Pein und Todesnot. „Ein Arzt, ein Arzt", schrie er und hielt ihre Hand und beugte sich über sie und lauschte nur auf ihren Atem. Dann war eine Bahre da. Man trug Giovanna in das nächste Haus. Ein Arzt kam. Er konnte nicht helfen. Und immer wieder das schwere Stöhnen der Sterbenden. Er dachte, er könnte das nicht länger mit anhören, er könne Vanna nicht sterben sehen. Und konnte sie doch auch nicht verlassen. Der Mann vor dem Bild der Schmerzhaften stöhnte. Alles Leid, das er damals gelitten, brach wieder in ihm auf. Ach, den geliebtesten Menschen sterben sehen und nicht helfen können, nicht helfen können.

Und dann tat Giovanna den letzten Atemzug. Und er war wie versteint vor Schmerz.

Und da sie ihr das brokatene Festkleid lösten, wurde das Geheimnis der schönsten Frau von Todi offenbar: unter der schimmernden Seide trug sie ein schmerzendes Bußgewand.

Das riß Jacopo nieder, das zerschlug ihn. Seine strahlende Vanna, die das Haus mit Frohsinn füllte, sie, die Zierde der Feste von Todi, der Huldigungen und Lieder ohne Zahl zuflogen und die wie auf Rosen schritt, sie trug heimlich ein Bußkleid. O, so hatte sie wohl gewußt um Tod



Die Schmerzensmutter

Hoch ragt das Kreuz zu Gott empor,
Den Himmel deckt ein Trauerflor:
Die Mutter steht in grauser Nacht
Und hält dem Sohn die Totenwacht.
Drücke deines Sohnes Wunden,
So wie du sie heiß empfunden,
Tief in unsre Seelen ein!

Die Leiche steht im Mutterschoß;
Ist das dein Sohn, so wund und bloß?
Der Mutter Aug' alleine spricht;
Stumm hüllt sie tief ihr Angesicht.
Drücke deines Sohnes Wunden,
So wie du sie heiß empfunden,
Tief in unsre Seelen ein!

Der allen Geist und Leben gab,
Sie tragen ihn zum stillen Grab:
Die Mutter ruht am kalten Stein,
Wer faßt der Minne Not und Pein?
Drücke deines Sohnes Wunden,
So wie du sie heiß empfunden,
Tief in unsre Seelen ein!

und Vergänglichkeit, um Verantwortung und Ewigkeit. So hatte der Tod, der sie herausgerissen hatte aus Fest und Fröhlichkeit, sie nicht unvorbereitet gefunden. Trotz Jugend und Frohsinn war sie seiner stets gewärtig gewesen.

Und er, war neben ihr gegangen wie taub und blind. Er, dessen scharf geschliffene Reden berühmt waren. Er, dessen Lieder die Herzen von Todi erfreuten, der seine Vanna auf Händen trug und meinte, sie sei nur geschaffen für Freude und Heiterkeit und Lieder und Klänge. O Gott, und sie hatte das Leben so ernst genommen. Sie hatte besser gewußt als er, was es um die trügerische Lust der Welt war.

Sie trugen die Tote in sein Haus. Und dann lag sie weiß und schön zwischen Blumen und Kerzen, ein Lächeln um den Mund, den Schimmer ewiger Geheimnisse auf der marmornen Stirn.

Er hielt die Totenwacht und konnte es nicht fassen, daß sie für immer fortgegangen war. Unablässig war ihr bitteres Sterben vor ihm, und immer noch sah er ihr schmerzendes Bußgewand.

Sie legten sie in die Erde. Er kehrte in sein leeres Haus zurück und irrte durch die weiten Räume und konnte keine Ruhe finden. Allzuviel war auf ihn hereingestürmt, er konnte es nicht bewältigen. Es gab kein Maß und keine Grenze für seinen Schmerz. Und für das Neue, das ihm aufgegangen war, da er Vannas Bußkleid gesehen hatte.

Er ging nicht mehr unter die Menschen. Wie ein Einsiedler lebte er in seinem Hause. Vorbei war es mit den glänzenden Reden, die ihn so berühmt gemacht hatten, vorbei mit der Führung großer Prozesse. Die Händel und



Karfreitag

der Ruhm der Welt widerten ihn an. Nicht länger mehr sollten sie ihn umstricken, nicht länger ihn zurückhalten von Giovannas Wege. Was waren die Dinge der Welt? Staub, Vergänglichkeit. Warum setzte man soviel aufs Spiel, um sie zu gewinnen! Ach nein, um ganz andere Dinge mußte man sich mühen, um sie mußte man ringen.

Und als er endlich wieder unter die Menschen trat, da war der Rechtsgelehrte Jacoo de Benedetti tot. Nur ein Narr noch ging durch die Gassen von Todi. Ein Narr um Christi willen. Ein Mensch, der aus der Überfülle seines Herzens heraus für Christus leiden wollte. Und der seinen Mitmenschen die Nichtigkeit alles Irdischen vor Augen stellen wollte. Freilich, sie verstanden ihn nicht. Sie verlachten und verspotteten ihn, und nichts anders war er ihnen als der Narr von Todi.

Jacopo schaute auf das Antlitz der schmerzhaften Mutter, auf dieses steingewordene Leid. Und seine Seele brannte in tiefstem

Mitleiden. O, welch unsägliche Pein hatte sie erduldet, da sie unter dem Kreuz stand und ihren Sohn sterben sah. Aus der glühenden Liebe seines Herzens rang sich plötzlich eine Melodie. Und wie im Traum begann er halblaut zu singen:

"Stabat mater dolorosa
Juxta crucem lacrymosa. . . ."

„Christi Mutter stand mit Schmerzen
An dem Kreuz und weint von Herzen
Da ihr lieber Sohn da hing. . . ."

Wie ein verhaltenes Schluchzen war die eintönige Melodie, und doch voll wunderbarer Gewalt.

„Durch die Seele voller Trauer
Seufzend unter Todesschauer
Jetzt das Schwert des Leidens ging. . . ."

Ach, wie wußte Jacopo um diese Qualen, wie fühlte er sie mit der heiligen Mutter.

„Welch ein Weh der Auserkorenen,
Da sie sah den Eingeborenen,
Wie er mit dem Tode rang.
Angst und Trauer, Qual und Bangen
Alles Leid hält sie umfangen
Das nur je ein Herz durchdrang. . . ."

Es war, als lauschten selbst die steinernen Heiligen an den Wänden, da dieses Lied in die Kirche hineinweinte.

Lange, lange blieb Jacopo vor der Gottesmutter und sang ihr sein Lied. Als er sich endlich erhob und die Kirche verließ, schritt er zur Stadt hinaus. Draußen legte er das Fell, das er um die Schultern trug, ab. Die Zeit der Narrheit hatte nun ein Ende, eine andere Aufgabe stand ihm bevor.

Es geschah nun oft, daß ein schlichter Brudermann, den niemand kannte, in Klöstern und auf den Plätzen vor den Kirchen der Städte und Dörfer ein Lied sang. Es war ein Lied von den Schmerzen der Gottesmutter, und es rührte viele Menschen zu Tränen:

"Stabat mater dolorosa. . . ."

Wenn auch manche die Worte nicht verstanden, die Melodie drang ihnen in die Seele hinein und ließ sie alles ahnen, was die Worte sagten.

Durch das ganze Land ging das Lied. Überall begann es zu erklingen:

„Gib, o Mutter, Quell der Liebe,
Daß ich mich mit dir betrübe,
Daß ich fühl' die Schmerzen dein. . . ."

Niemand wußte, woher der Brudermann das Lied hatte. Dem aber war es genug, der Sänger der Gottesmutter zu sein. Auch als Jacopone de Todi in ein Kloster eingetreten war, lebte sein Lied weiter im Volke. Und auch heute lebt es noch. Unsterblich ist dieser Hochgesang des Leides der Gottesmutter.

Gottesliebe

von Else Liedtke

Wir ruhen tief in Gottes Liebe
Und fallen nie aus ihr heraus! –
Sie ist die Segenshand auf deinem Haupte,
Sie ist die Mauer um dein Haus.

Sie senkt der Liebe Samen dir ins Herz
Bewegt den Grund, damit sie werde;
Und viele Schmerzen reißen sie nicht aus.
Sie ist der Weg zum Himmel von der Erde.

Sie ist die Sonne über und in dir,
Ist stiller Friede nach bewegtem Tag.
Wir fallen nie aus dieser Gottesliebe,
Was immer auch geschehen mag. –

Und alle Wunden schließt die Gottesliebe,
Die Liebe Gottes heilet dir das Herz.
Gib ganz dich hin in diese große Liebe,
Wenn schwer in Schmerzen geht dein Herz.

Sie ist das Licht, ist auch das Dunkel,
Sie ist das Glück, sie ist das Leid,
Sie ist ein Teil von Gottes Himmel,
Und der ist hoch und klar und weit.

So ist die Liebe Gottes über deinem Wege,
Sie strahlet Segen über dich hinaus:
Und immer sind wir tief in Gottes Liebe,
Und niemals fallen wir aus ihr heraus!

Bildnis Christi auf einem Tuch?

Wie die amerikanische Zeitschrift „Times“ berichtete, beschäftigten sich 200 Wissenschaftler und geistliche Gelehrte im Vatikan mit der Frage, ob es sich bei einem alten Stück Leinwand tatsächlich um die Überreste des Leichentuches handle, in das der Körper Jesu Christi, nach seiner Abnahme vom Kreuz, gewickelt und ins Grab gelegt wurde. Bereits im 7. Jahrhundert behaupteten nämlich zwei kirchliche Würdenträger, daß dieses Tuch noch existiere: 1171 erwähnte der Erzbischof von Tyrus dasselbe Tuch, das sich damals in Konstantinopel befinden sollte. Als dann 1204 die Teilnehmer des 4. Kreuzzuges in die Stadt eindrangen, wurde das Leichentuch von einem Franzosen geborgen und nach Frankreich gesandt. Es verblieb bis zum Jahre 1349 in einer Kirche von Besancon, dann brach dort Feuer aus, und die heilige Reliquie schien vernichtet zu sein. Aber schon im nächsten Jahr zeigte König Philipp de Valois von Frankreich ein Tuch, von dem er behauptete, daß es die letzte Hülle des Gekreuzigten sei. Die Bischöfe seiner Zeit hielten es jedoch für eine Fälschung und verboten seine Verehrung; vierzig Jahre später gebot Papst Klement VII. ausdrücklich, daß es nur wie eine Nachahmung des heiligen Leichentuches zu behandeln sei, von dem man nicht wisse, ob und wo es existiere. Seit 1452 befindet sich die vielumstrittene Reliquie im Besitz des italienischen Königshauses, das es mitunter bei besonderen Gelegenheiten zur öffentlichen Verehrung freigab.

Ein Photograph ist erschüttert

Wie sieht nun eigentlich dieses Tuch aus? Es ist 4,3 Meter lang und zeigt die vorderen und rückwärtigen Abdrücke eines nackten männlichen Körpers, 175 cm groß, mit langen, edelgeformten Händen und Füßen; die rechte Schulter ist ein klein wenig niedriger als die linke, die Hände sind gefaltet. Als im Jahre 1898 König Umberto die Bewilligung zum Photographieren des Tuches gab, rief Secondo Pia, der Photograph, nach dem Entwickeln der Platte aus: „Ich war so von Furcht gepackt, daß ich beinahe ohnmächtig wurde, denn immer deutlicher erschien auf der Glasplatte das Gesicht und der Körper eines Mannes von unsagbarer Majestät. Sein Haupt war mit Blut bedeckt, und seine Handgelenke zeigten die Merkmale der Kreuzigung.“

Wenn man früher zuweilen annahm, es könne sich um die Fälschung eines geschickten Malers handeln, so lag nun die Vermutung näher, daß das Bild der Abdruck eines Leibes ist, der einbalsamiert worden war und erst auf der Photoplatte in seiner Gänze sichtbar wurde, was natürlich auch nicht den Verdacht einer Fälschung dieses Abdruckes ausschließt. Nun wurden bei den jüngsten Forschungen etliche menschliche Körper mit Myrrhe, dem Harz einer arabisch-ostafrikanischen Strauchgattung und Aloesaft behandelt; wickelte man diese Körper in Leinwand, so konnte man hinterher die Abdrücke, wenn man das Tuch gegen das Licht hielt einwandfrei sehen, später allerdings verblaßten die Konturen und waren dann mit bloßem Auge nicht mehr wahrzunehmen. Schon mit diesem Versuch wurde die Möglichkeit bejaht, daß man es tatsächlich mit der Reliquie zu tun haben könne.

Versuche eines Arztes

Es gibt weitere Argumente, die für die Reliquie sprechen: Im Mittelalter nahm man an, daß Christus bei der Kreuzigung die Nägel durch die Handflächen geschlagen wurden; jedes Bild oder Kruzifix zeigt uns diese Darstellung, dabei konnte wohl damals noch niemand wissen, daß dies unmöglich war, denn erst in jüngster Zeit hat ein Pariser Chirurg an 35 frischamputierten Händen bewiesen, daß das Gewebe dieser Handflächen unmöglich das Zuggewicht eines Menschen ausgehalten hätte und bald zerrissen wäre. Er nahm deshalb an, daß bei dem Gekreuzigten tatsächlich die von festen Knochen gestützten Handgelenke angenagelt wurden, wie es sich auf dem Tuch zeigt. Ebenso konnte ein Fälscher im Mittelalter wohl kaum genau die

Es ist ein Segen für jedes Haus
Und tiefen Studiums wert,
Daß man das Beste von dem sucht heraus,
Was einem das Schicksal beschert.

Art der römischen Geißeln gekannt haben, deren Spuren sich ebenfalls auf dem Rückenabdruck der Leinwand vorfinden. Ein deutscher Arzt veranstaltete schließlich mit acht freiwilligen Versuchspersonen eine Serie experimenteller Kreuzigungen und fand dabei, daß ein ans Kreuz gebundener Mensch sich von Zeit zu Zeit auf dem Holz etwas nach aufwärts krümmen muß, um genügend Atemluft zu bekommen. Die Blutspuren auf dem Tuch zeigen nun an den Handgelenken tatsächlich eine entsprechende Verschiebung ihrer Lage, nämlich von 65 auf 90 Grad. Lauter Feinheiten, die man einem Menschen des Mittelalters unmöglich zutrauen kann.

Als Gegenargument wurde lediglich angeführt, daß Papst Klement VII. bestimmt seine Gründe dafür hatte, das Tuch als Fälschung zu erklären, daß aber seine Beweisführung der Nachwelt verlorenging. Auch sollten die Apostel Lukas und Johannes erklärt haben, der Herr sei nicht in ein Tuch, sondern in mehrere Tücher gehüllt worden, und zwar zusammen mit einem Gemisch aus Myrrhen und Aloe von ungefähr 50 Kilogramm. Nun zeigt die Leinwand wohl Spuren dieser beiden Substanzen, nach Ansicht einiger Sachverständiger müßten von 50 Kilogramm viel sichtbarere Reste hinterblieben sein.

Die Konferenz ist zu keinem endgültigen Beschluß gekommen; wahrscheinlich werden bald die modernsten technischen Errungenschaften, wie Farbphotographie, X-Strahlen und chemische Analysen in Aktion treten, und es bleibt zu hoffen, daß damit bald ein 600jähriger Streit sein Ende findet.

Paul Wilfert

Christus und der Friede

In acht Seligkeiten hat der Herr einst Seinen Frieden der Welt verkündigt.

Acht Seligkeiten sind es, die heute die Welt zerspalten und zerreißen: Die Reichen der Erde werden ihres Reichtums nicht froh und sie verlieren die Fähigkeit, ihn zu genießen, sobald sie ihn besitzen. Die harten Herzens sind, verzerren in sich selber alles, was edle Menschlichkeit ist, zur Karikatur. Die ewig Lachenden verlieren den Sinn für des Lebens großen heiligen Ernst und haben für den Schmerz nicht mehr die Fähigkeit zur milden Träne und höchstens noch die zum geistesabwesenden Grinsen. Die immer Satten verhungern innerlich und lassen das Beste in sich in langsamer Schrumpfung zugrunde gehen. Die mit den verschlossenen Herzen schließen sich die Herzen der Menschen und das Herz Gottes zu mit eigener Hand; zum Untermenschlichen sinken sie herab, wo sie vermeinen zum Übermenschentum emporgestiegen zu sein. Die jenseits von Gut und Böse stehen, ächten ihre eigene Seele und vertreiben sie aus dem Lande der ethischen Werte und reinsten Ideale. Die Unversöhnlichen und die Haßerfüllten zerschneiden auf Erden schon ein Band, das im Jenseits doch alle umschlingt, das Band der allumfassenden Bruderliebe. Und die die bloße Macht zur Herrin des Rechtes erklären, treiben eine Rebellion, an der ihre eigene Herrlichkeit, ihr eigenes Herrentum zugrunde geht!

An dieser achtfachen Unseligkeit krankt die Welt und deswegen besitzen so viele Menschen keinen Frieden mehr.

Aber ihr werdet mich fragen, welches Heilmittel gibt es gegen diesen Unfrieden der Welt.

Kein anderes als die Rückkehr zu den Seligkeitsverkündigungen Christi.

Über die Erde schreitet ein wunderbarer Zug von Menschen. Da wandern die Armen im Geiste, deren Hände leer sind an irdischen Gütern, aber gefüllt mit den Schätzen der Ewigkeit, oder deren Hände gefüllt sind mit dem Gold und deren Gold verwendet wird zum Wohltun. Da gehen die Sanftmütigen, die es für größer erachten, sich selbst zu überwinden als sich überwinden zu lassen von fremder Bosheit. Da schreiten die Trauernden, die da gelernt haben, daß Tränen im Auge um eines treu getragenen Leidens willen zu Perlen werden in einer himmlischen Krone. Da sind die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit und die da gesättigt werden von einer verborgenen Speise, deren Name heißt: den Willen des Vaters zu tun. Da ziehen die Barmherzigen, denen Scharen von Dankenden folgen, als seien sie himmlische Könige. Da wallen die Herzensreinen, aus deren Augen und von deren Stirnen ein Schimmer vom Licht des Ewigen bricht, der ungesehen schon in ihren Seelen wohnt, und

Der Christ im Beruf

Gedanken zum Feste des hl. Joseph

Aus den ersten christlichen Jahrhunderten ist uns überliefert, daß ein mündiger Christ vor dem heidnischen Richter seine Personalien mit den Worten angegeben hat: Christ ist mein Name, Katholik mein Zuname. Dieses Wort können wir auf uns anwenden, indem wir sagen: Christ ist meine Berufung, Arbeit mein Beruf!" Die innere Berufung hat den Vorrang, ihr gegenüber ist die äußere Tätigkeit nur von untergeordneter Bedeutung.

Die Berufung des Christen ergibt sich daraus, daß er immer ein Geschöpf und ein Kind Gottes bleiben wird.

Je mehr der Christ aus seiner Berufung heraus lebt, um so weniger kann er durch den Beruf versklavt werden. Um so mehr bleibt er volle Person, um so mehr steht er über den Ereignissen, um so weniger wird er von ihrem Strudel weggerissen.

So klar es für den Christen ist, daß sein Beruf eindeutig an zweiter Stelle stehen muß, ebenso überzeugt muß er davon sein, daß der Beruf in die Berufung eingegliedert werden und eine Auswirkung der Berufung sein muß.

Der Christ wertet seinen Beruf für das Reich Gottes aus durch die gute Meinung.

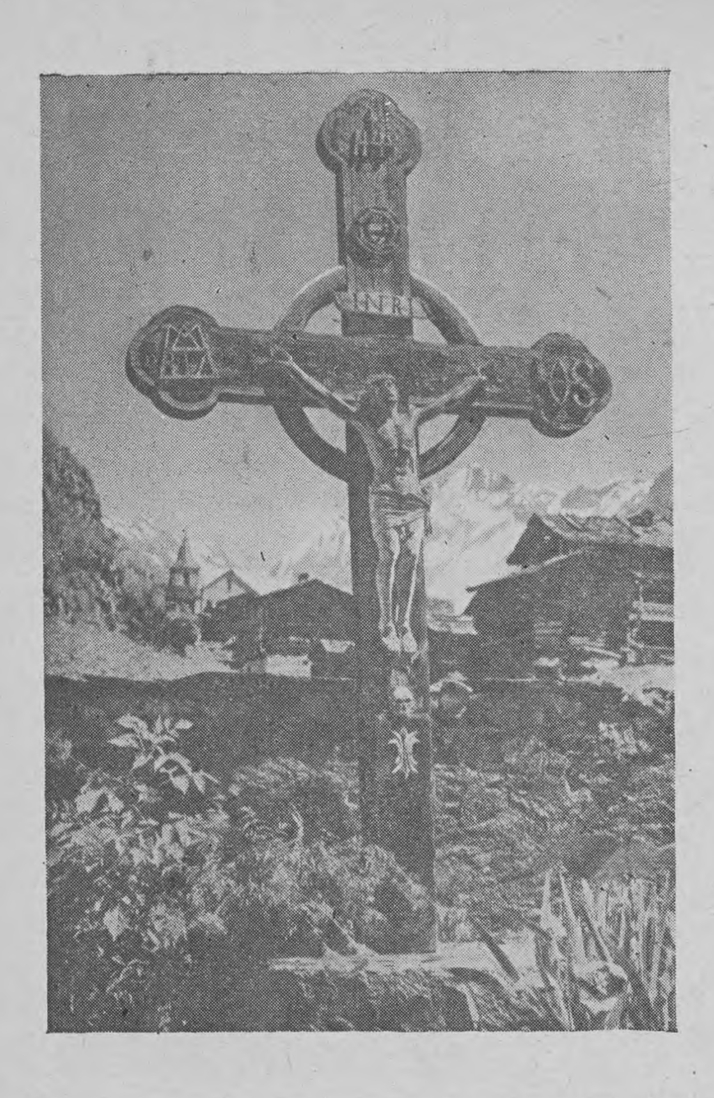
Es kommt nicht darauf an, an welcher Stelle man steht, sondern nur darauf, daß man die Stelle, die einem zugewiesen ist, voll und ganz ausfüllt. Darum spielt es gar keine Rolle, ob die tägliche Arbeit bedeutend ist oder nicht. An der Fassade der Jesuitenkirche in Wien steht groß das Wort: „Alles zur größeren Ehre Gottes." Diese Aufschrift spiegelt sich im Aushängeschild einer armseligen Haarschneiderstube, die in einem zerbombten Gebäude auf der einen Seite der Kirche untergebracht ist, sie spiegelt sich aber auch in den Schaufenstern der Bäckerstraße und ebenso in den hohen Fenstern der Akademie der Wissenschaften. Sie ist ein Sinnbild dafür, daß man alles zur größeren Ehre Gottes aufopfern kann, vom lästigen täglichen Rasieren angefangen über die verschiedenen Zweige des Erwerbslebens bis hinauf zur Akademie der Wissenschaften.

Wer davon nicht überzeugt ist, möge an die **Werkstätte von Nazareth** denken. Am Hofe zu Rom, ja schon am Hofe des Herodes wußte man von ihr ebenso wenig, wie von dem jungen Handwerker, der dort aus Stämmen Balken haute, Pfosten zimmerte, Joche und Pflüge anfertigte. Und doch war der Werkplatz weit wichtiger als der Hof zu Rom, war der junge Zimmerman hoch erhaben über alle Kaiser, die je in Rom und anderswo geherrscht haben. Der Christ, der seinen Beruf für das Reich Gottes auswertet, betet deshalb: „Herr Jesus Christus, wie Du einst auf dem Werkplatz von Nazareth Balken behauen, Pfosten gezimmert, Pflüge instand gesetzt und andere unscheinbare Arbeiten verrichtet hast, dabei

---

ihnen selige Ahnung gibt von dem, was sie künftig schauen. Da gehen die Friedfertigen, die Herzen besitzen von echtem Gold und Hände, die Stürme besänftigen können. Da wandern die um der Gerechtigkeit willen Verfolgten und künden der Welt, daß es geistige Kräfte gibt, die stärker sind als Schwertes Gewalt, und Triumphe mitten in Todesnot.

Und sie alle, die da wandern und wallen, sie haben den Frieden!



Es rauschen die Palmen.
Des Volkes Hosannagesang
umbrandet den Meister
Jerusalems Straßen entlang:
Nun muß es doch kommen
das Reich der Frommen?

Bald endet der Jubel,
verstummt das gewaltige Lied.
Und finster blickt jener,
der heimlich den Meister verriet.
Wie rasch sind verschwunden
die herrlichen Stunden!

Das Mahl ist bereitet,
die Liebe sich selber verschenkt.
O heiliges Gastmahl,
in das sich das Leiden schon senkt.
Das Blut tropft im Garten.
Die Häscher nicht warten . . .

Entscheidung muß fallen:
Was soll mit dem König gescheh'n?
„Am Kreuz muß er sterben!"
Karfreitag . . . Auf Golgathas Höh'n
das Kreuz steht als Zeichen
des Sieges ohnegleichen!

Auf selbigen Lippen
„Hosanna!" und „Kreuzige!"
oft ertönen. – Auch heute.
Hast du in dem Kreuze gehofft,
wirst ewig frohlocken.
im Klange der Osterglocken.

---

aber dem Vater Lob und Preis und Dank und Sühne dargebracht hast, so opfere auch ich das Pickeln und Schaufeln, das Mörteln und Mauern, das Hobeln und Raspeln, das Misten und Melken, das Schwitzen und Rackern, aber auch das Anhören und Entscheiden, das Telephonieren und Unterschreiben des heutigen Tages auf!" Die gute Meinung verwandelt den grauen Sand der Alltagsarbeit in reines, wertvolles und werbeständiges Gold.

Der Christ nützt den Beruf aus zum Apostolat. Nicht in der aufdringlichen Form, daß er jedermann nach Erfüllung der Sonntags- oder Osterpflicht frägt, sondern daß er dem andern ohne Worte vorlebt, wie ein Christ seine Tätigkeit ausübt. Immer und überall gibt es Gelegenheit, Christus auszustrahlen. Man sollte es dem Chef anmerken, ob er ein Christ ist oder nicht, man sollte es beim Parteienverkehr kennen, ob man zu einem Christen kommt oder nicht, in den Büros, auf den Arbeitsplätzen, auf dem Weg von und zur Arbeit, immer bietet sich reiche Gelegenheit zum Apostolat.

Manchmal nimmt man das Wort vom mystischen Leibe Christi in den Mund, und manchmal hat man den Eindruck, als ob es dazu Ekstasen und Visionen brauche. Das alles ist nicht notwendig für den Christen, der weiß, daß er in der innigsten Gemeinschaft mit denen lebt, die gleich ihm des einen Brotes der Eucharistie teilhaftig werden. Er sieht in jedem Mitmenschen ein Kind Gottes und ein berufenes Glied Christi, das er werktätig lieben will. Es ist nicht die Zeit, um für jeden einzelnen Beruf auszumalen, wie er nun das Apostolat ausüben kann, aber jeder findet bei gutem Willen Gelegenheit, ein Herold Christi zu sein.

Wasser und Mensch

Von Erzabt Dr. Petrus Klotz

Von allen Elementen ist keines von so schöpferischer Kraft als das Wasser. Ewig jung schafft es in der Werkstatt der Natur. Es baut auf und reißt nieder, erzeugt und vernichtet im ewigen Wechsel der Dinge, bis endlich mit dem letzten Tropfen Wasser auch das Leben schwindet. Das Wasser ist jener geheimnisvolle Strom, der alles Irdische umbrandet und durchflutet. Mit allen Eimern schöpft daraus die Natur das Leben seit dem Tage, da der Urbefehl an das Nichts ergangen.

Das Wasser umwogt alle Breiten und Zonen der Erde und erstarrt an den Polen zum ewigen Eis der Arktis und Antarktis. Getrieben von Passat und Monsun, von Föhn und Nordwind, zieht es als Nebel und Wolke über Land und Meer, von Kontinent zu Kontinent. Es rauscht in den Quellen, den satten Poren der Erde, sickert durch Sand und Stein und strömt, geheimnisvollen Gesetzen folgend, durch den Riesenspeicher der Natur. Für Mensch und Tier, Pflanze und Stein, für alles Geschaffene bedeutet es Sein und Leben.

Das Wasser ist das Blut, das beständig in den Pulsen der Erde schlägt und in Millionen und Millionen von Gestalten und Formen seine Spuren zeigt. Es glänzt im Auge des Menschen, perlt im Kelch der Blumen und spielt in Fontänen mit Moos und Stein. Es trägt schwere Lasten, treibt Turbinen und füllt im Sonnenbrand die hohle Hand des Hirten. Aber dies ist noch lange nicht die große, vom Schöpfer bestimmte Aufgabe des Wassers. Hier spielt der Mensch nur mit zähl- und meßbaren Tropfen, wie etwa das Kind mit den Spänen, die des Vaters Hobel fallen läßt.

Das Wasser hat eine höhere Sendung. In wunderbarem Kreislauf stürzt es über das Rad des Lebens und treibt die Mühlen Gottes. Alles Wachsen und Welken, alles Keimen und Vergehen, aller Wechsel und Wandel von Wesen und Substanzen, alles Ineinandergreifen und Auseinandersprengen von Stoff und Kraft, das Geschehen im Werden und Sterben ist das große, spielhaft anmutende Werk des Wassers. Das Wasser ist der Heros im großen Welttheater der Schöpfung, wo im kosmischen Kampf der Kräfte der Tod des Einen das Leben des Andern bedeutet. In grausam wahrer Symbolik ist der Frühling das blumige Grab des Winters, und aus Kadavern stammen in natürlichem Aufbau und Verschub der Atome die erdgelösten Kräfte und Stoffe und formen sich im nassen Element zu unerschöpflichen Millionen neuer Wesen und Gestalten. Auch das keimende Menschenleben kann nur im Wasser sich entwickeln.

Alles Leben ist an das Wasser, die Nährmutter der Schöpfung, gebunden. So die Distel im Staub der Wüste und das Moos, das auf totem Stein das grüne Lied des Lebens schreibt. Der größte Säuger mit seiner physiologisch hohen Struktur ist im Grunde nicht mehr als die schleimige Qualle, die vor dem Fenster der Tauchergondel ihre Fratzen schneidet. Auch nicht mehr, als das winzigste Tierchen im Ozean eines Wassertropfens, das unter den neuesten Linsen zu dem mikroskopisch längst bekannten Infusorien wie zu Elefanten aufschaut. Alles ist Wasser.

Es ist das wogende Fundament der Schöpfung, deren Baustoff und Baumeister zugleich. Selbst das Feuer, das im Weltkampf der Elemente Planeten baut und Kristalle formt, muß die königliche Dienerin des Wassers sein. Wärme und Kälte, der Nord und Süd, das Plus und Minus der geheimnisvollen Strömung und Spannung unserer urgesetzten Lebensquellen kann nur im Mutterschoß des Wassers sich, in wunderbarer Kreuzung der Kräfte, zu schöpferischer Dynamik entfalten.

Lautlos, schemenhaft, unsichtbar steigt es zum Himmel, aber in prächtiger Wiederkehr inszeniert es die großen Schauspiele der Natur. Bald in rieselnder, regenbogenumrahmter Idyllik, bald in schauervoller Dramatik, die uns leider nicht selten an den „Dies irae" der Bibel, an die Sintflut, erinnert und alles, was es einst so schön aufgebaut, wieder vernichtet, vernichtet, vernichtet!

Das Gold ist der ungekrönte König der Welt. Gewiß! Der Mensch hat es dazu gemacht. Aber der wahre, im Wesen selbst begründete Wert des Goldes ist Null im Vergleich zum Wasser. Ohne Gold kann die Welt bestehen, ohne Wasser aber nicht die kleinste Mücke, noch viel weniger der

Mensch, der in der Not gerne sein ganzes Gold um den rettenden Schluck Wasser geben möchte.

Wie trostvoll klingt auch die Kunde vom Heilsegen des Wassers! Wir kennen die Quellen, bald kühl, bald heiß, zu denen der Mensch mit seinen Leiden pilgert, und wovon er gestärkt von hinnen zieht. Es ist das Herzblut der Mutter Erde, das aus tausend Wunden strömt und in Quellen und Brunnen wundersame Kräfte birgt.

Mit zager Furcht trat einst die junge Menschheit an das mächtige Element heran. Das Wasser lehrte sie den Kiesel schleifen und drückte ihr das erste Werkzeug in die Hand.

Das Wasser zeigt dem Siedler den Weg in die Berge, hinein in den Urwald und zu den Oasen der Wüste. Es führt die Karawane durch die weiten Steppen, Savannen und Tundren. Der Mensch folgt dem Lauf der Ströme und legt an ihren Ufern seine Städte an, wie einst Romulus und Remus am Tiber für sich und ihre Ziegen die ersten Hütten gebaut.

Die wichtigste Frage des Siedlers ist die Frage nach Wasser. Wo Wasser, da Brot. Wo Brot, da Heimat. An Bächen und Flüssen wird, wie in Bergen und Tälern, das starke Heimatgefühl und alle Schollenpoesie geboren. Der Werdegang der Menschheit, die Geschichte der Völker ist umrauscht von den Wogen des Meeres und den Fluten der Ströme. Den Spuren des Wassers folgt die Kultur.

Darum fühlt sich der Mensch auch mit seinem Denken und Sinnen ans Wasser gebunden. Kein noch so primitives Volk ,dem nicht das Wasser heilig ist! Der Pfahlbauer der Sunda bevölkert seine wogende Heimat mit Geistern, der Schamane raunt Zaubersprüche in den Fluß und beschwört des Meeres Toben mit Salz und Asche. Der Gottheit ist das Wasser geweiht und ihr gilt sein heiliger Dienst.

Hinter dem Wasser und dessen Urzeugung steht, wie hinter den Sonnen und Sternen, wie hinter den Planeten, die um den kleinsten Atomkern kreisen, jenes weltumspannende, ewige Wesen, das wir alle ahnen, das wir uns gegenseitig, wenn auch oft unausgesprochen, in die Augen sagen, jenes Wesen, das wir an unserer Wiege und unserem Grabe, an unserem Glück und Unglück, an allen unseren Wegen sehen, jenes Wesen, das alles lenkt und leitet, jenes Wesen, das wir Gott nennen. So rieselt das Wasser durch Glaube und Mythos der Völker.

An der Grenze des irdischen und ewigen Lebens rauscht zwischen düsteren Felsen und schwarzschattenden Bäumen der Totenfluß Styx. Charon führt darauf die leichte Fracht der Menschenseelen zu den Ufern der Ewigkeit. Poseidon, von Tritonen und Nereiden umgeben, ist der Beherrscher des Okeanos, dessen blauem Mantel Aphrodite, die Göttin und Mutter des Lebens, entsteigt. In den Tempelteichen der Buddhisten und Hindus erblüht das heilige Wasser zu den reinen, fleckenlosen Lotoskelchen göttlicher Schönheit. Moses, selbst ein Geschenk des Wassers, ward durch das Wasser zum Retter des Volkes. Er schlug an die Felsen, und die Wüste öffnete die Quellen. David besang des Wassers Schönheit und Kraft, und der Klang seiner Harfe tönte wie das Rauschen der Bäche, die von den Bergen stürzen und durch die Schatten der Zedern ziehen.

Christus selbst stieg in den Jordan, und mit den heiligen Fluten strömte über sein Haupt die Sehnsucht der Völker. Wie liebte er die Brunnen und

Am heiligen Grabe

Laß uns grüßen / Deine süßen
Wunden, Herr, im heil'gen Grab.
Laß uns büßen / Dir zu Füßen,
Heiland, unsre Sünden ab!

Deine Hände / Zu uns wende
Mit der blut'gen Male Zier;
Segen spende, / Herzen wende,
Mache treu sie ewig dir!

Laß die Krone, / Die zum Hohne
Dir aus Dornen ward gemacht,
Uns betrachten, / Daß verachten
Wir die Welt und ihre Pracht.

Benedeite / Heil'ge Seite,
Gib uns sich're Ruhestatt;
Speergetroffen / Stehst du offen,
Daß der Sünder Zutritt hat.

Dir zu Füßen / laß uns büßen,
Heiland, uns're Missetat!
Lösch' voll Hulden / Das Verschulden,
Das dich, Herr, gekreuzigt hat.

Deinen Wunden / So verbunden
Laß uns bleiben allezeit!
Nach dem Sterben / Laß uns erben
Paradieses Seligkeit.

Julius Pohl



Quellen seiner Heimat und vor allem den See Genesareth! Wohl rauschen keine Wälder mehr um seine Ufer und einsam schaut die Palme in seinen saphirnen Spiegel. Wo man früher Trauben schnitt und Feigen pflückte, da suchen jetzt Schaf und Ziege nach Distel. Fort sind die blühenden Städte, die römischen Kastelle und Villen, umrauscht von Eichen und Pinien. Fort sind die Theater und Bäder, fort die rosenbekränzten Nachen mit den stolzen Römerinnen und schmeichelnden Lautenklängen. Fort all die Herrlichkeit, die ein Josephus Flavius noch geschaut. Geblieben ist nur die blaue Flut, die ewig jung sich an die toten Ufer schmiegt. Geblieben ist auch das Schönste vom See, die Weihe, die der Gottmensch ihm gegeben. Diese Höhen, diese Ufer hat er geschaut und geliebt. Hier verhallten seine Worte, seine Tritte, und hielt er Rast mit seinen Jüngern. Hier gebot er den Wellen und Winden und wirkte seine Wunder, unermüdlich heilend, tröstend und segnend. An diesem Gestade hörte er Petri Treuschwur, gründete seine Kirche und bestellte den Fischer zum ersten Oberhaupt.

Seit jener Zeit rauscht das Wasser in Liturgie und frommen Bräuchen durch den Christenglauben und strömt uns in geheimnisvoller, an die Grenzen des Mysteriums reichender Symbolik des Himmels Geben zu.

Was der Nil für Ägypten bedeutete und bedeutet, ist allbekannt. Im folgenden nur noch ein kurzer Blick auf den Ganges, den heiligen Strom des großen Ostens! Japaner, Chinese und Tibetaner schaut mit Ehrfurcht auf seine Ufer, wo Gautama Buddha das Rad seiner Lehre drehte und auf den alten Brahmanenstamm ein neues Reis des Glaubens setzte. Vor allem aber ist dem Hindu der Ganges der Strom der Ströme und die große Ader, die das Blut alles geistigen Lebens über Indien schüttet. In seinen Wogen pocht eine Welt, und wer zu den dreihundert Millionen Hindu zählt, hört im lotosverträumten Geflüster der Wasser die Geheimnisse seiner Götter rauschen. Ja, er trinkt sie aus dem Strome heraus, will seine Leiche mit der heiligen Flut benetzt, seine Asche damit getränkt haben.

An den Ufern des Ganges will der Hindu sterben, und wenn ihn der Tod in der Ferne überrascht, wünscht er noch mit Gangeswasser seinen sterbenden Mund gesalbt zu sehen. Etwas Unnahbares und Geheimnisvolles liegt über dem Strom und seiner Stadt Benares. So fremd man aber auch dieser Gedankenwelt gegenübersteht, man kann sich ihrer Gewalt nicht ganz entziehen und fühlt sich ergriffen im Anblick dieses so unmittelbar zum Menschen sprechenden, von seltsamen Reizen umwobenen Lebens am Ganges. Man versteht es nicht, muß aber fühlen und fühlt es gerne, was die Religion hier in der naivsten und rührendsten Form vor Augen führt.

Alles gehört dem Wasser und neigt sich dem Wasser zu. Tempel und Paläste, Mauern und Treppen, Türme und Bogengänge schieben sich über das breite Gelände des Stromes, und zu Tausenden und Tausenden schreiten die Pilger zum Ganges hinab, Männer, Frauen und Kinder, um dort zu baden, zu beten und dann wieder, geläutert an Leib und Seele, die steilen Ghats emporzusteigen. Dann die Fakire und Bettler, die Kranken und Irren, und der fromme Gangeswahn steigert sich zur Groteske, wie sie keine Feder beschreiben kann. Dort qualmen Scheiterhaufen, darauf halbverkohlte Menschenleiber zucken! Da wird eine Leiche ins Wasser getaucht, dort ein Knochenrest in die Wel-

Die Lerche steigt am Ostermorgen
Empor ins klarste Luftgebiet
Und schmettert, hoch im Blau verborgen
Ein freudig Auferstehungslied.

Und wie sie schmetterte, da sangen
Es tausend Stimmen nach im Feld:
Wach auf, das Alte ist vergangen;
Wach auf, du froh verjüngte Welt!

E. Geibel

* * *

len geworfen, und daneben, hart daneben baden sich die Verwandten und trinken, in ekstatischen Verzückungen schwelgend, das heilige Wasser. Ein westliches Hirn kann diese fanatische Raserei nicht mehr fassen!

Stumm schüttelt der Fremde den Kopf vor den Geheimnissen des Ganges, die er nie ergründen und begreifen kann. Aber was vermag der Europäer überhaupt verstehen, was hinter diesen rätselhaften Augen vorgeht und in der Brust dieser stirnbemalten Menschen auf- und niederwallt? Man sieht, hört und fühlt nur: Benares ist die heilige Stadt, der Ganges der heilige Strom des Hindu! Umflossen vom Goldglanz ältester Mystik und umflammt von der Sehnsucht heilsdurstiger Millionen, vermögen sie für Augenblicke den Abendländer zu betören und aus seinem gewohnten Denken zu heben. Wenn er auch zu den Gangesrätseln keine Brücke findet, so schaut er doch mit Ehrfurcht und Ergriffenheit den Schauern dieses Stromes nach, die der Abend Indiens erst recht mit dem Zaubergold einer fremden Welt verklärt.

Um das Wasser blüht auch die Dichtung aller Zeiten. Der alte Homer besang breit und behaglich die länderverbindende Thalatta. Dante ließ mit ungeahnter Kraft und Plastik das Wasser durch seine Gedanken rauschen. Goethe tauchte nicht nur die Pracht seiner Glieder, auch Seele und Geist in das nasse Element und ist so recht zum deutschen Dichter und Künder des Wassers geworden.

Aber auch, was immer Mensch ist, wird am Wasser zum Dichter. Wenn auch die Zunge kein Wort prägt, sieht doch das Auge, wie vom Zauber befallen, sinnend den Strom in die Ferne ziehen, die Sonne in des Meeres Gold sich senken, wilde Wasser über Felsen jagen und das Blau der Seen um grüne Gärten spielen.

Und erst, wer je in der arktischen Welt den Farbendreiklang von Weiß, Blau und Gold geschaut, wer je in der Südsee das schimmernde Grün der Inseln im letzten Sonnenglanz verqualmen sah und im Tropenwald die überschäumende Schöpferkraft des Wassers erfuhr, der kennt die urewige, wassergeborene Macht und Schönheit der Natur und ist berauscht von ihrem Zauber.

Jahrelang bin ich auf den Wassern unseres Planeten herumgesegelt. Wahrhaftig! Es war nicht immer schön! Aber gerade im Sturme liebte ich den Ozean. Da wurde er zum Interpreten von seltsamen Empfindungen und Gedanken und schien alle Rätsel und Fragen der Seele zu lösen. Was Philosophie und Literatur an schönem Geistesgut bergen, was Maler, Musiker und Poeten ersinnen, was seliger Glaube dem Verstande schenkt, alles, alles strömt mit den brausenden Wogen durch die Seele. Die Brust hebt und senkt sich mit dem Schiffe in Harmonie mit dem Unendlichen, dessen Sprache ja des Meeres Rauschen ist. Das Meer wird zur geheimen Offenbarung, wie es einst die Geschichte des begnadeten Sehers auf der Insel Patmos formen half.

Auch der zottigste Seebär fühlt den Geist Gottes über den Wassern schweben. Er macht nicht viel Worte und doch verwahrt er in sich manch schönen, meerumrauschten Gedanken. Ich kannte Seeleute, die kaum einen ordenlichen Satz fertigbrachten und gewiß nicht über die Sprache Homers, Dantes oder Goethes verfügten, aber in ihrer Schlichtheit mit ebenso zwingender Überzeugung von des Meeres Reiz und Schönheit sprachen.

* * *

Morgengebet

Lieber Gott ich bitte Dich,
geh' mit mir durch diesen Tag,
wie Du stets voll Güte mich
hast beschützt vor Not und Plag'.

Lieber Gott, ich bitte Dich,
sei auch meinen Lieben gut,
daß ihr Tun und Lassen sich
würdig zeige Deiner Hut.

Lieber Gott, ich bitte Dich,
gib dem Land, der Welt das Licht,
das fürs Menschenherz, für mich
einen Kranz des Friedens flicht.

Walter Rodlauer



Er geht uns nach

Im Wasser spiegelt sich auch das ganze Fühlen und Empfinden unserer Seele wider. Aus dem Blau seiner Tiefen lacht die Freude, und friedsame Wesen schweben durch sein kristallenes Haus. Aber auch das Leid, des Lebens Schatten, schaut aus den Wellen. Der schwarze, einsam stille Weiher strömt Trauer aus, und Legion ist die Zahl jener Unglücklichen, die sich seiner dämonischen Melancholie in die Arme werfen.

Im stickigen Wasser des Sumpfes wohnen nach altem Glauben Verderben, Sünden und Tod. Wer, vom Irrlicht geführt, seiner giftgrünen Maske zueilt ist verloren. Der schimpflichste Rechtsspruch des deutschen Things war der Tod im Sumpfe. Gottes klare Wasser sollte der Elende nicht trüben.

So treffen wir auch in unseren Sagen und Märchen, Epen und Liedern immer wieder das Wasser als ein seelisch empfindendes Wesen, das Glück und Unglück bringt. Zwischen moosigen Felsen, düsteren Wäldern und blumigen Wiesen zieht es dahin, und Lieb und Leid, und was immer den Menschen bewegt, klingt aus seinem Rauschen. An seinen Ufern legt der Hirte Stock und Tasche in das Gras, bindet der Königssohn sein Rößlein an den Baum, und beide warten und warten hoffnungsvoll beim Geriesel der Wasser auf ihr Glück.

Aber auch im höheren Sinne ist unser Volk ans Wasser gebunden. Nicht nur der Nil und Ganges sind heilige Ströme, auch unsere Donau, der Strom der Nibelungen, und unser Rhein! Rhein und Donau! Märchenworte voll Weihe und Schönheit. Aus ihrem Klange strahlt wie aus einem flammenden Brennpunkt der reiche Besitz des deutschen Volkes wider, an Dichtung und Geschichte, an Kunst und Wissenschaft, an Landschaft und Heimatgut. Dort am Rhein schaut der Wanderer, berauscht von grüngoldenen Burgen- und Loreleizauber, in die Fluten, darin, von Fisch und Welle umspielt, das Rheingold auf den Helden wartet, der, kühn und rein, den Schatz zu heben vermag. Hier sinnt er der schönen, blauen Donau nach und hört an ihren Ufern die dröhnenden Tritte der Weltgeschichte im Kampfe um den Bestand und Schutz der deutschen Kultur. So umschlingt die beiden Ströme mit dem Band der Nibelungen, zu beider Ruhm und Ehre, das wesensgleiche nationale Ringen im historischen Geschehen! Dort gegen das Lateinertum, hier gegen den Orient.

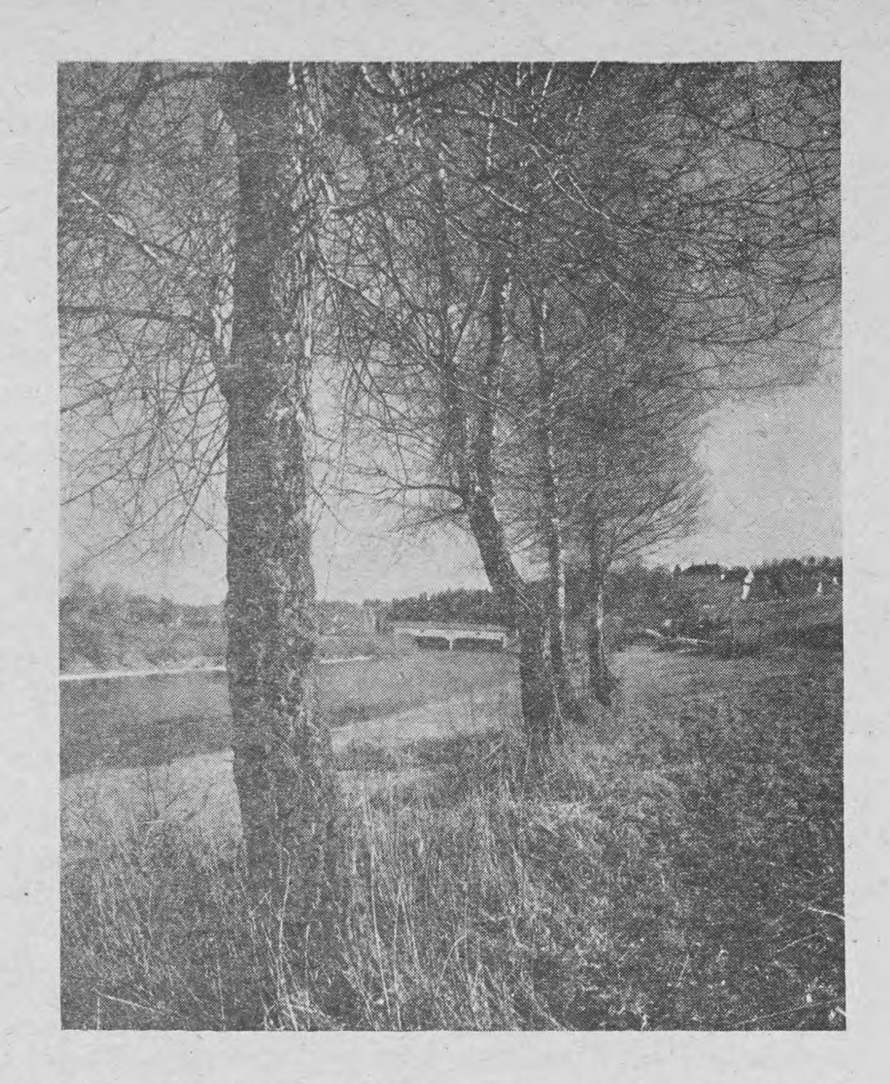
Wasser, du bist in der Hand Gottes wahrhaft das allmächtige Element. Du formst das Bild der Erde, aber auch das Bild des Menschen und dessen Seele und Schicksal um!

Adam und Eva

Eine Heiratsgeschichte
von Reimmichl

Die Geschichte liegt fünfzig Jahre hinter den gegenwärtigen Zeitläufen, weshalb ich sie ohne Bedenken erzählen kann. . . . Er hieß Adam und sie hieß Eva. Ihr werdet es nicht glauben, aber es ist keine Erfindung, sondern buchstäbliche Wahrheit. Ihre Taufnamen lauteten wirklich so. Wenn ihr hartnäckig daran zweifelt, könnt und müßt ihr euch die Matrikenbücher in Raineck aufschlagen lassen. Mit den vollen Namen hieß er Adam Pichler und er war Kanzlist beim Bezirksgericht in Raineck. Sie war die älteste Tochter des verwitweten Uhrenmachers Gabl in eben genanntem Städtchen und die Gehilfin ihres Vaters in dessen Uhrenladen. Er war ein ehrengeachteter Junggeselle, der zwar nicht mehr zu den Jungen gehörte, gleichwohl aber das heiratsfähige Alter nicht überschritten hatte und immer noch recht proper aussah. Auch ihr tat die Jugend nicht mehr weh, denn sie trug schon dreieinhalb Kreuze auf dem Rücken; doch merkte dem flinken, frischen Mädchen niemand seine fünfunddreißig Jahre an. Er war im Kanzleidienst ein unübertrefflicher Mann, der von seinen Vorgesetzten nicht nur geschätzt, sondern oft mit besonderem Lob ausgezeichnet wurde. Ganze Berge von Akten häufte er auf, die alle fein säuberlich geschrieben, flott mit Rubrum ausgestattet und registriert waren, so daß auch das schärfste Auge eines Kontrollors nichts daran auszusetzen hatte. Im dienstlichen Verkehr war er äußerst gewand, und die Amtssprache oder richtiger die Kanzleisprache hatte er nicht nur in der Feder, sondern auch so glatt im Mund, daß ihm nie ein Wort fehlte. Im privaten Verkehr aber, das heißt in allen Worten und Werken, die ins tägliche Leben hineinreichten, war er linkisch und unbeholfen wie ein Enterich auf dem Grasboden. Namentlich fehlte ihm die Gabe der bürgerlichen Sprache. Da wog er jedes Wort solange auf der Zunge, bis es ihm in den Schlund hinab rutschte, und dann blieb es endgültig verschluckt und verschlungen. Aus diesem letzten Grunde hatte er es noch nie zu einer Freiwerbung gebracht und war im vierzigsten Jahre seines Alters noch ein lediger Junge. Um sotanen Mißstand abzuhelfen, legte sich endlich eine alte Uhr ins Mittel. Der Kanzlist Adam Pichler war die Pünktlichkeit selber. Beim ersten Schlag der Amtsstunde sperrte er die Kanzlei auf, und ehe noch der letzte Schlag verhallt war, saß er schon drinnen am Schreibtisch und kratzte seine Feder über das Papier. Das Hauptverdienst an der Pünktlichkeit aber hatten die zwei Uhren — eine Sackuhr und eine Stockuhr von denen die erste, wie der Kanzlist versicherte, während eines vollen Monats genau eine Dreißigstel Minute, die zweit höchstens eine Dreißigstel Sekunde von der richtigen Zeit abirrte. Nun geschah es, daß die ganze akkurate Stockuhr einen Rheumatismus bekam und im Tag fünf bis zehn Minuten zurückblieb. Entsetzt darüber, brachte der Kanzlist die Erkrankte zum Meister Gabl, dem Uhrendoktor. Dieser erklärte, es handle sich nicht um einen gewöhlichen Rheumatismus oder um eine Verstopfung, sondern um ein bösartiges Übel, das längst schon im Herzen der alten Rumpel steckte und unbedingt eine längere Kur erfordere. . . . Die Kur dauerte zwei Wochen, und Kanzlist Pichler rannte jeden Tag zweimal in den Uhrenladen, um sich nach dem Befinden der Patientin zu erkundigen. Da lernte er nun das Fräulein Eva, die Uhrmacherstochter, kennen, die ihm von Tag zu Tag besser gefiel, so daß er nachgerade sein vierzigjähriges Herz an das Mädchen verlor. Mit keinem Menschen hatte er sich noch so gut unterhalten wie mit dem Fräulein Gabl, und das Angenehmste bei der jeweiligen Unterhaltung war ihm, daß er nichts oder fast nichts zu reden brauchte. Während er fünf Worte sprach, hatte das Fräulein schon fünfhundert gesprochen. So recht zum Bewußtsein, daß er im Uhrmachergeschäft etwas verloren habe, kam ihm erst, als er nach vierzehn Tagen die kranke Stockuhr vollkommen ausgeheilt war und flinker denn je in seinem Zimmer ihr Pendel schwang. Zu seinem größten Leidwesen hatte er jetzt keinen Anlaß mehr, in das Uhrenmachergeschäft zu gehen, um dort das Verlorene zu suchen. Da fiel ihm ein, es könne auch seiner Sackuhr nicht schaden, wenn er sie einmal in eine gründliche

Kur gebe. Gesagt, getan. Aber die Sackuhr war schon binnen drei Tagen vollständig kuriert, und in diesem kurzen Zeitraum fand Herr Adam Pichler nicht nur nicht sein verlorenes Herz, sondern verlor dazu noch seinen Kopf. Er kaufte jetzt von seiner Zimmerfrau eine zerbrochene Weckeruhr und eine verrostete Schwarzwälderuhr, von anderen Bekannten eine Kuckucksuhr, eine ausrangierte Pendeluhr, eine altertümliche Spieluhr, eine längst aus der Mode gekommene Nürnberger Taschenuhr und brachte in kurzen Zwischenräumen eine nach der anderen zum Uhrmacher Gabl, damit er die störrigen Möbel wieder in Gang bringe. Meister Gabl schüttelte immer bedenklicher seinen Kopf und schöpfte den nicht unbegründeten Argwohn, daß das Räderwerk im Hirnkasten des Adam Pichler locker geworden sei. Seiner Tochter gegenüber äußerte er, der Kanzlist leide an einem unheilbaren Uhrenkoller. Als Herr Adam eines Tages wieder mit einem altersschwarzen Uhrwerk daher kam, traf er das Fräulein allein im Geschäft. Dieses schaute ihn groß an und sagte dann lachend:



„Um Gotteswillen, Herr Pichler, haben Sie ein Uhrenmagazin daheim? Wie kommen Sie denn zu den vielen Uhren?"

„Ich habe eine große Vorliebe für Uhren," erklärte er, „und für alles, was mit den Uhren zusammenhängt."

Das war die erste zarte Andeutung, womit er dem Fräulein seine Herzensneigung klar zu machen hoffte.

„Was soll mit den Uhren zusammenhängen? Sie meinen wohl das Schlagwerk?" tat das Fräulein verwundert.

„Nein — nein — Gott bewahre mich!" stotterte er; „nach einem Schlagwerk trag ich kein Verlangen."

„Sie haben eine Passion für Altertümer, nicht wahr? Darum fahnden Sie überall nach alten Uhren."

„Da irren Sie sich, Fräulein. Lieber sind mir diejenigen mittleren Alters, oder richtiger, die jungen."

Das sollte eine weitere Zartheit sein, und Herr Adam beobachtete scharf die Mienen des Fräuleins, was für eine Wirkung ob seiner Schmeichelei darin zu lesen wäre. Doch sah er keine andere Wirkung, als daß das Fräulein ihn ganz verdutzt, ja fast besorgt anschaute. Indessen trat der Uhrmacher zur Türe herein und das zarte Gespräch hatte ein Ende.

In den nächsten Tagen kam Herr Adam Pichler zur Einsicht, daß er doch nicht alle jungen, mittelalterlichen und alten Uhren des Städtchens zusammenkaufen, und anderseits, daß ihn ohne die Uhrmacherstochter das Leben nicht mehr freuen könne. Darum entschloß er sich zu einem mannhaften Schritt. Er blieb eines Abends nach den Amtsstunden noch länger in der Kanzlei, legte einen schönen, weißen Kanzleibogen auf den Tisch, falzte ihn in der Mitte, datierte und signierte ihn fein

säuberlich und schrieb dann folgendes Bittgesuch darauf nieder:

An Se. Wohlgeboren, den hochgeschätzten Herrn Rudolf Gabl, Uhrenmachermeister in Rainegg.

Der Endesgefertigte erlaubt sich hiermit, an Euer Wohlgeboren eine untertänigste, diensthöfliche Bitte zu richten. Nach langer und reiflicher Erwägung hat sich Gefertigter entschlossen, den ledigen Stand mit dem ehelichen zu vertauschen. Zu dem Behufe bittet er ebenso ehrenernstlich als inständig, Euer Wohlgeboren mögen ihm die Hand Ihrer Tochter, der wohlangesehenen Fräulein Eva, geben. Er stützt seine Bitte auf folgende Gründe:

a) Bittsteller hat ein Alter erreicht, das ihn befähigt, die Bedingungen eines gedeihlichen Ehestandes wohl zu erfassen, ihm aber nicht mehr gestattet, einen allenfalsige Eheschließung noch weiter zu verschieben.

b) Er bezieht ein monatliches Gehalt von 70 fl., in Worten siebzig Gulden Ö. W., und ist außerdem im Besitze eines väterlichen Erbtheiles von 5 000 Gulden, worüber er sich jederzeit ausweisen kann und auf Grund welcher Einkommens-, beziehungsweise Vermögenslage er glaubt, eine Familie erhalten zu können.

c) Nicht nur die körperlichen, sondern mehr noch die sittlichen und häuslichen Eigenschaften der Fräulein Eva Gabl haben den Bittsteller so sehr für die eben Genannte eingenommen, daß er niemals eine andere heiraten kann und im Falle eines abschlägigen Bescheids auf jedwelche Heirat verzichten muß.

d) Als letzten, doch weniger stichhaltigen Grund glaubt Gefertigter hervorheben zu dürfen, daß schon die Taufnamen der zwei präsumptiven Ehewerber – Adam und Eva – als günstige Vorbedeutung gelten können, daß sie einander glücklich machen werden.

Anschließend erlaubt sich der Bittsteller, seine persönliche, aber unmaßgebliche Meinung beizufügen, daß er Euer Wohlgeboren hinlänglich bekannt ist und Sie ihm Glauben schenken werden, wenn er ehrenwörtlich versichert, Ihrer Fräulein Tochter jederzeit ein treuer, besorgter Gatte und Euer Wohlgeboren ein untertänigster, dienstwilliger Eidam sein zu wollen.

Bezugnehmend auf die oben vorgebrachten Gründe, beziehungsweise auf seine ehrenwürtliche Erklärung harrt Gefertigter einer ehegefälligsten günstigen Erledigung seiner Bitte entgegen und zeichnet mit dem Ausdrucke vorzüglicher Hochachtung

Euer Wohlgeboren untertänigster Diener Adam Pichler, Kanzlist

Als der Uhrenmachermeister Rudolf Gabl, der neben aller Geschäftstüchtigkeit ein Spaßvogel und Schalk war, das Schriftstück von der Post zugestellt erhielt und durchlas, hosserte er vor Lachen. Eine zeitlang überlegte er, dann begann er noch krampfhafter zu lachen. Er setzte sich an den Tisch und schrieb folgende Rückäußerung an den amtsläufigen Freiwerber:

Sr. Wohlgeboren, dem ehrengeachteten Herrn Adam Pichler, Bezirksgerichtskanzlisten in Rainegg.

Ihrer diensthöflichen Eingabe ddo. 15. hs., präsent am 16. hs., die für Gefertigten ebenso beachtenswert als ehrend ist, kann leider nicht stattgegeben werden, weil die vorgebrachten Gründe nicht ganz gewichtig genug, beziehungsweise nur zum kleinsten Teile stichhaltig sind. Und zwar:

a) Sie haben auf das Alter meiner Tochter keine Rücksicht genommen, das für eine gedeihliche allenfalsige Eheschließung wohl zu weit fortgeschritten sein dürfte.

b) Da dem Gefertigten die Obsorge für noch sechs andere Kinder obliegt, hat seine Tochter Eva keine, beziehungsweise nur eine ganz geringfügige Mitgift zu erwarten, die im argen Mißverhältnis zu der glänzenden Vermögenslage ihres Freiers steht.

c) Sie sind mit meiner Tochter Eva doch zu kurz, beziehungsweise zu oberflächlich bekannt, als daß Sie ein klares Urteil über deren körperliche, sittliche und häusliche Eigenschaften sich bilden könnten.

d) In den zwei Taufnamen der präsumptiven Ehekandidaten vermag Gefertigter keine glückliche Vorbedeutung zu finden; denn

*   *   *

Leiden und gut leiden ist gewiß das schwerste Stück für den Menschen und deshalb auch das glorreichste. Wir sehen das auch im Leben des göttlichen Heilandes, in dem gewiß steter Fortschritt war. Zuerst arbeitete er, dann predigte er, endlich litt und starb er für uns und das konnte er allein: durch Leiden und Tod uns erlösen. Nirgends in seinem Leben offenbart er so glorreich die Schätze der Tugenden als im Erdulden so großer und vieler Leiden, denen er auch überdies mit klarer Voraussicht und Entschlossenheit entgegenging.

P. Meschler

wie Ihnen sicherlich bekannt sein wird, ist schon einmal ein Adam mit der Eva in schweres Unglück gekommen.

Abgesehen von all diesen Gegengründen, sind dem Gefertigten die Gesinnungen seiner Tochter gegenüber Ihrer Bewerbung vollständig unbekannt und ist Gefertigter nicht kompetent, d.h. nicht hinlänglich maßgebend, um in die Lebensabsichten seiner Tochter entscheidend einzugreifen, weshalb er Ihre Bitte nur im verneinenden Sinne erledigen kann.

Gegen diesen Bescheid steht Euer Wohlgeboren der Rekurs offen an die nächst höhere Instanz, das ist meine Tochter Eva. Jedoch ist die Berufung nicht im schriftlichen Wege, sondern für alle Fälle mündlich einzubringen, und zwar innerhalb vier Wochen vom heutigen Tage an. Ihnen dies zur Kenntnisnahme vorlegend, zeichnet in besonderer Hochachtung Euer Wohlgeboren ergebenster Rudolf Gabl,

Uhrenmachermeister

Die Antwort auf seine untertänige Bittschrift weckte im Herzen des Brautwerbers gemischte Gefühle. Anfangs erschrak er, dann stutzte er und zuletzt kam er wieder in zuversichtlichste Stimmung. Rekurrieren (Berufung einlegen) war von jeher seine Freude und seine Stärke gewesen. Dutzende von Berufungen hatte er schon mit Erfolg durchgeführt, und niemand verstand besser, tadelloser Rekursgesuche mit befestigten Gründen und entkräfteten Gegengründen abzufassen, als der Kanzlist Adam Pichler. Fatal und unangenehm war diesmal nur, daß er den Rekurs nicht schriftlich, sondern mündlich einbringen mußte. Doch zögerte er nicht lange. Am andernächsten Tag war des Kaisers Geburtstag, da mußte er ohnehin seine Festtagsgarderobe anziehen, alle Ämter hatten Ferien, und so war dieser Tag wie geschaffen zur Ausführung des großen Werkes. Frühzeitig am Nachmittag, wo die Geschäfte am wenigsten von Kunden überlaufen waren und der Uhrenmacher Rudolf Gabl gewöhnlich sein Mittagsschläfchen zu persolvieren pflegte, rückte Herr Adam in Frack und Zylinder im Uhrenmacherladen auf. Die Gründe, Untergründe und Gegengründe hatte er alle im Hirn scharf ausgeklügelt und für den Mund zurechtgelegt. Wie er erwartet, traf er die Uhrenmacherstochter allein im Laden. Er klappte seinen Zylinderhut zusammen, schob ihn unter den Arm und machte einen abgehackten Knix, worüber das Fräulein lachen mußte. — Doch schon rief es laut:

„Aber Sie, Herr Pichler, heute sind Sie fein beisammen! Sie kommen wohl gar von einer Hochzeit?"

„Nein, mit der Hochzeit hat es noch sein Bewenden," entgegnete er, „heute ist nur das Geburtsfest Seiner Majestät."

„Ach ja, richtig. Aber da haben Sie sich flott herausstaffiert. Sie sind heute um zehn Jahre jünger."

„Und Sie, Fräulein Gabl, sind laut Taufmatriken um ein Zwanzigstel Jahrhundert jünger als ich, stehen also noch im schönsten Jugendalter."

„Daß Herr Pichler so fein schmeicheln könnte, hätt ich gar nicht gedacht", lachte das Mädchen; „aber aufrichtig gesprochen, fühle ich mich selber noch ganz jung."

„Das freut mich zu hören, aah," atmete er erleichtert auf.

Gottlob, der erste Stein des Anstoßes war schon aus der Welt geschafft. Jetzt galt es dem Zweiten. Aber dieser war gänzlich dem Hirnkasten des Herrn Adam entrollt, so daß er ihn nicht mehr finden konnte. Da half ihm unbewußterweise wieder das Fräulein, indem es sagte:

„Sie werden mich für ein eitles, selbstgefälliges Ding anschauen."

„Nein, nie, nie!" beteuerte er heftig. „Ich kenne Sie schon lange genug, um sagen zu dürfen, daß ich Sie für ein Frauenzimmer ansehe, das mit den trefflichsten Eigenschaften ausgestattet ist, in jeder Hinsicht, in allen Belangen."

„Wenn Sie eine so gute Meinung von mir haben, kann ich Ihnen nur dankbar sein."

Jetzt war der zweite Stein weg-

Abendsegen

Das Taggold blaßt zu fahler Röte,
klingt her ein Lied, das traurig macht.
Du zagst, als ob viel neue Nöte
aufwüchsen in der neuen Nacht.
Da beneidet aus Dämmerungen
den toten Tag der erste Stern.
Und Glockenton kommt fromm gesungen,
und deine Seele lobt den Herrn.

W. Arndt

* * *

gewälzt. Das Ding ging ja wie gebuttert. Nun muß schnell der dritte Stein an die Reihe kommen. Diesen konnte aber der Herr Adam trotz angestrengtesten Grübelns in keinem Winkel seines Hirnkastens ausfindig machen. Er schluckte und zwängte an einer Rede und kratzte hinter den Ohren. Wenn er sich doch ein paar Notizen, beziehungsweise ein paar kurze Schlagworte aufgeschrieben hätte! . . . .

Da fragte das Mädchen:

„Sie möchten wohl gern Ihre Nürnberger Taschenuhr abholen? Leider ist sie noch nicht ausprobiert."

„Die Uhr kann noch ein halbes Jahr und länger hier bleiben." versicherte er, „. . . Heute habe ich die Absicht, den Rekurs anzumelden, beziehungsweise einzubringen."

„Waas? Den Konkurs anmelden wollen Sie?" rief das Mädchen bestürzt.

„Sie mißverstehen mich, Fräulein Gabl. Es handelt sich um keinen Konkurs, sondern um einen Rekurs, das heißt um eine Berufung."

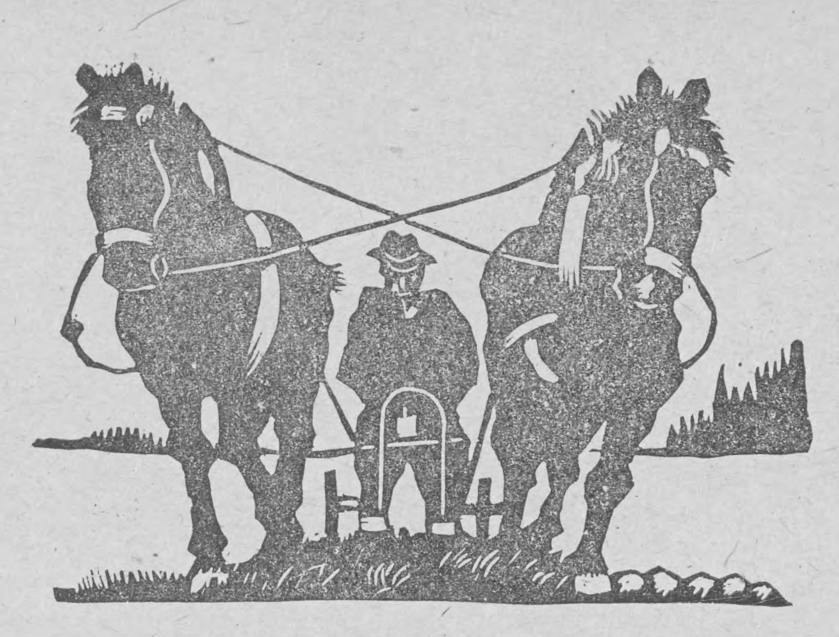
„Eine Berufung? Was soll das sein?"

„Ich habe an Ihren Herrn Vater eine Eingabe gemacht, die abschlägig beschieden wurde. Der Herr Vater wird Ihnen davon gesagt haben."

„Nichts hat er mir gesagt! Keine Silbe!" beteuerte das Fräulein.

„Wie? Wie? Wie? . . . . Nichts gesagt? . . . Das ist mir unerklärlich . . . Er hätte es Ihnen sagen müssen," stotterte der Herr Adam in Schrecken und Verwirrung. „Da – da – da . . . Ich bin in furchtbarer Verlegenheit."

Das Fräulein, dem immer noch



Ein Bauer bin ich . . . Ich breche die Erde,
Die meiner Väter Saaten trug,
Allein mit meinem dampfenden Pferde,
Allein mit mir und meinem Pflug.

Die Scholle ist zäh, mein Tritt ist schwer,
Mein Mund ist stumm wie das stumme Land,
Aber Gott schreitet neben mir her
Und führt das Eisen in meiner Hand.

* * *

das Wort „Konkurs" in den Ohren klang, glaubte nichts anderes, als daß der Kanzlist sich durch seine Uhren- und Altertumsliebhabereien in Schulden gestürzt habe und jetzt in schwerer Geldverlegenheit sei. Mitleidig schaute es den Mann in seiner jämmerlichen Haltung an und sagte dann mahnend:

„Herr Pichler, nehmen Sie mir es nicht übel — aber ich glaube, Sie sollten Ihr schönes Geld nicht für nutzlose Uhren und Altertumssachen wegwerfen und sich in diesen Dingen etwas einschränken."

„Ja, ja, Fräulein, ich werde mich jederzeit nach ihren Wünschen richten," versicherte er; Sie brauchen nur Ihren Willen zu äußern, ich werde stets mich darin fügen."

„Die Hauptsache wäre jetzt, Ihnen aus Ihrer Verlegenheit zu helfen. Ich will mit dem Vater sprechen."

„Nein, das hilft nichts. Der Herr Vater hat meine Eingabe schon im verneinenden Sinne erledigt. Mir bleibt nur der Ausweg, mich an Sie zu wenden."

„Mein Gott, ich bin ein armes Mädchen — es sind unser viel Kinder — mein ganzes Vermögen besteht in zweihundert Gulden, von der Mutter geerbt."

„Fräulein, das genügt vollkommen. Zweihundert Gulden sind ein schönes Geld. Und überhaupt Sie brauchen kein Geld."

„Man weiß nie, was man

Heiliger Frühling

Schön ist der Lenz, wenn auf grünen Au'n
Blüten und Blumen erwachsen,
Himmel und Erde, sonnendurchstrahlt,
Duften in Farben und lachen.

Heilig der Lenz, den der Herbst verheißt,
Ähren und Früchte läßt hoffen,
Heilig die Blüten, die, harrend der Frucht,
Stehen der Sonne offen.

Heilig die Jugend, die sät und strebt,
Emsig beackert die Erde,
Daß ihr dereinst in der Sonne Licht
Goldene Fülle werde.

Auf dem Altare, da leuchtet dir hell
Golden die Sonne der Liebe!
Dort fließt der Quell, der stärkt und nährt
Heiliger Jugend Triebe.

Wende zum Licht zum Heiland dein,
Sehnend des Herzens Verlangen,
Daß er dir hüte so weiß und so rein
Heiligen Frühlings Prangen.

Blühe und wachse in Jugendkraft,
Reife der Ernte entgegen —
Daß du ihm einst auch weihen kannst
Herrlicher Früchte Segen!

Henriette Brey

* * *

braucht. . . . . Und dann — dann — Sie würden mir das Kapital vielleicht erst in langer Zeit zurückstatten können."

„Zurückerstatten? Zurückerstatten?" stutzte er. „Jederzeit — in einem Monat — in vierzehn Tagen — morgen — heute — wann Sie wollen! Sie brauchen überhaupt keinen Kreuzer Geld mitzubringen. Ich beanspruche keine Mitgift."

Da wurde die Uhrmacherstochter purpurrot, scharlachrot, brennrot vom Hals bis über die Ohren. Sie riß Mund und Augen auf wie die Sonnenuhr an der Kirchenmauer und schrie:

„Herr Pichler, ich bitte Sie hunderttausendmal um Verzeihung! — Aber Sie sind selber schuld mit Ihrem närrischen Herumreden, daß ich auf den Gedanken kam, Sie wären in Geldverlegenheit und wollten von mir ein Darlehen nehmen."

„Nein, danke bestens. Meine Vermögensverhältnisse sind durchaus in Ordnung, beziehungsweise so ausreichend, daß ich gut eine Familie erhalten kann."

Das Fräulein wurde abermals rot, jedoch nicht mehr purpurrot, sondern bloß mehr ziegelrot, und fragte schüchtern:

„Was wünschen Sie denn eigentlich von mir, Herr Pichler?"

„Ich möchte Sie freundlichst bitten, Ihren Herrn Vater zu überzeugen, daß zwei Menschen, obwohl sie Adam und Eva heißen, trotzdem mit einander glücklich werden können."

„Sie, Sie — Herr Pichler, Sie!" schrie das Mädchen stotternd, „Sie sind nicht so dumm, wie Sie . . . pardon, Sie sind ein Schlaufuchs, Sie haben es faustdick hinter den Ohren."

„Fräulein Gabl, können Sie meine Bitte erfüllen?"

„Ja, ja . . . Sehr gern — wenn ich Ihnen gut genug bin. Aber Sie hätten nicht so lang herumreden, sondern gleich sagen sollen, was Sie herführt, dann wären wir schneller eins geworden."

Sie reichte Ihm die Hand, die er herzhaft drückte.

„Fräulein Gabl, ich danke Ihnen hunderttausendmal," rief er; „jetzt ist alles gut. Jetzt freut mich das Leben wieder, und ich brauche keine alten Uhren mehr zu kaufen."

Vier Wochen später hielten die beiden Hochzeit. — Ein Jahr später hatte Frau Eva den Herrn Adam im außeramtlichen Menschenverkehr und in der weltläufigen Umgangssprache schon so gründlich unterrichtet und eingeübt, daß er es mit jedem Roßtäuscher aufnehmen konnte. Und daß die Ehe eine sehr glückliche geworden ist, können ein Dutzend Kinder bezeugen, die daraus hervorgegangen sind und heute noch leben.

*

Es fragt die Liebe nicht: Warum
Die Last so schwer, der Weg so weit?
Beredte Liebe bittet stumm
Und ist mit Schweigen dienstbereit,

H. Hoffmann

Herrenvolk in Südafrika

Karl Röhr O.M.J., Kimberley
(Monatsblätter)

Augenblicklich wird in Südafrika die Rassenfrage unter dem Schlagwort „Weißes Herrenvolk gegen schwarzes Herrenvolk" ausgekämpft. Eine weit verbreitete Zeitschrift hat in ihrer Weihnachtsnummer diese Frage unter dem Titel behandelt: „Was würde geschehen, wenn Christus in Menschengestalt in Südafrika erscheinen würde? Was würde er zu den Rassengesetzen der jetzigen Regierung sagen?"

Die Antwort wird von zwei protestantischen Predigern gegeben. Der eine, ein Weslyaner, sagt: Christus müßte wie ein Neger auf der Bahn dritter Klasse fahren! – Der andere, ein Prediger der calvinischen Burenkirche, sagt: Christus würde die Rassentrennung, die von der jetzigen Regierung betrieben wird, gutheißen!

Der weslyanische Prediger schreibt ungefähr folgendes: Christus würde nach dem Lande seiner Abstammung wahrscheinlich eine dunkle Hautfarbe haben. Damit würde er sofort entweder als Mischling oder, wenn die Hautfarbe sehr dunkel wäre, sogar als Neger betrachtet und eingestuft werden. Das aber würde bedeuten, daß er kein Hotel betreten dürfte; auf der Post, auf der Bahn und in anderen öffentlichen Gebäuden müßte er durch die Tür für „Nicht-Europäer" eintreten. Auf der Bahn bekäme er keine Fahrkarte am Schalter der Europäer.

Müde geworden, könnte er sich nicht einfach auf irgendeine Bank niedersetzen, er müßte sich erst überzeugen, ob sie für „Nicht-Europäer" bestimmt ist. Selst zum Gebet stände ihm nicht jede Kirche offen. Man würde ihm bedeuten, in der Negerwerft ständen Kirchen, die für seine Rasse bestimmt sind. Und wenn er sich die Wohnungen der Menschen mit dunkler Hautfarbe anschauen wollte, dann müßte er hinausgehen vor die Tore der Stadt und würde staunen über den großen Unterschied der Wohnhäuser. Noch mehr würde er sich wundern, die vielen braunen und schwarzen Kinder herumlaufen zu sehen, die keine Schule besuchen können, während für jedes weiße Kind nicht nur Schulgebäude, sondern auch Schulbücher und Mahlzeiten vom Staat beschafft werden.

Wenn Christus fragen würde: „Woher dieser große Unterschied?" dann bekäme er nur die eine Antwort: „Apartheid — Rassentrennungsgesetz." Darauf würde Christus sagen: „Kennt ihr nicht die Worte meines großen Apostels, der geschrieben hat: Er ist unser Friede, der aus beiden eins gemacht und die trennende Scheidewand niedergerissen hat (Eph. 2,14). Ferner habt ihr ganz und gar mein Wort vergessen, das ihr im Evangelium des heiligen Johannes lesen könnt: Daran werden die Menschen erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebet."

Der zweite Prediger, der Vertreter der calvinischen Burenkirche, glaubt sagen zu müssen, daß Christus die Gesetze der Regierung betreffs Rassentrennung gutheißen würde. Um seine Ausführungen anschaulicher zu gestalten, stellt er Christus, den er den „großen Propheten" nennt, dar als einen Mann, der in der Schweiz geboren und aufgewachsen ist.

Es würde den großen Propheten, da er aus der viersprachigen Schweiz stammt, gar nicht überraschen, in Südafrika eine weiße Bevölkerung vorzufinden, die in zwei Sprachen geteilt ist und deren Kinder in Schulen, die nach Sprachen getrennt sind, erzogen werden. Auf seine Fragen hin würde man ihm mitteilen, daß 68 Prozent der Bevölkerung Neger, 8 Prozent Mischlinge und 3 Prozent Inder sind. Der Rest sind die Weißen, die auf Holland, England, Frankreich und Deutschland ihren Ursprung zurückführen.

In der Verschiedenheit der Rassen, der Sprache, der Zivilisation wird der große Prophet nur den Ausdruck des göttlichen Willens sehen. Gott, der Schöpfer, will, daß das Menschengeschlecht aus verschiedenen Rassen mit unterschiedlichen Sprachen bestehe, jede Gruppe sich nach ihrer Anlage entwickeln und ihre charakteristischen nationalen Eigenschaften bewahren soll. Im fünftem Buch Moses (32,8) steht geschrieben: „Als der Höchste die Völker teilte, als er schied die Söhne Adams, setzte er die Grenzen der Völker nach der Zahl der Söhne Israels." Und in der Apostelgeschichte (17,26) heißt es:



Ostersonntag

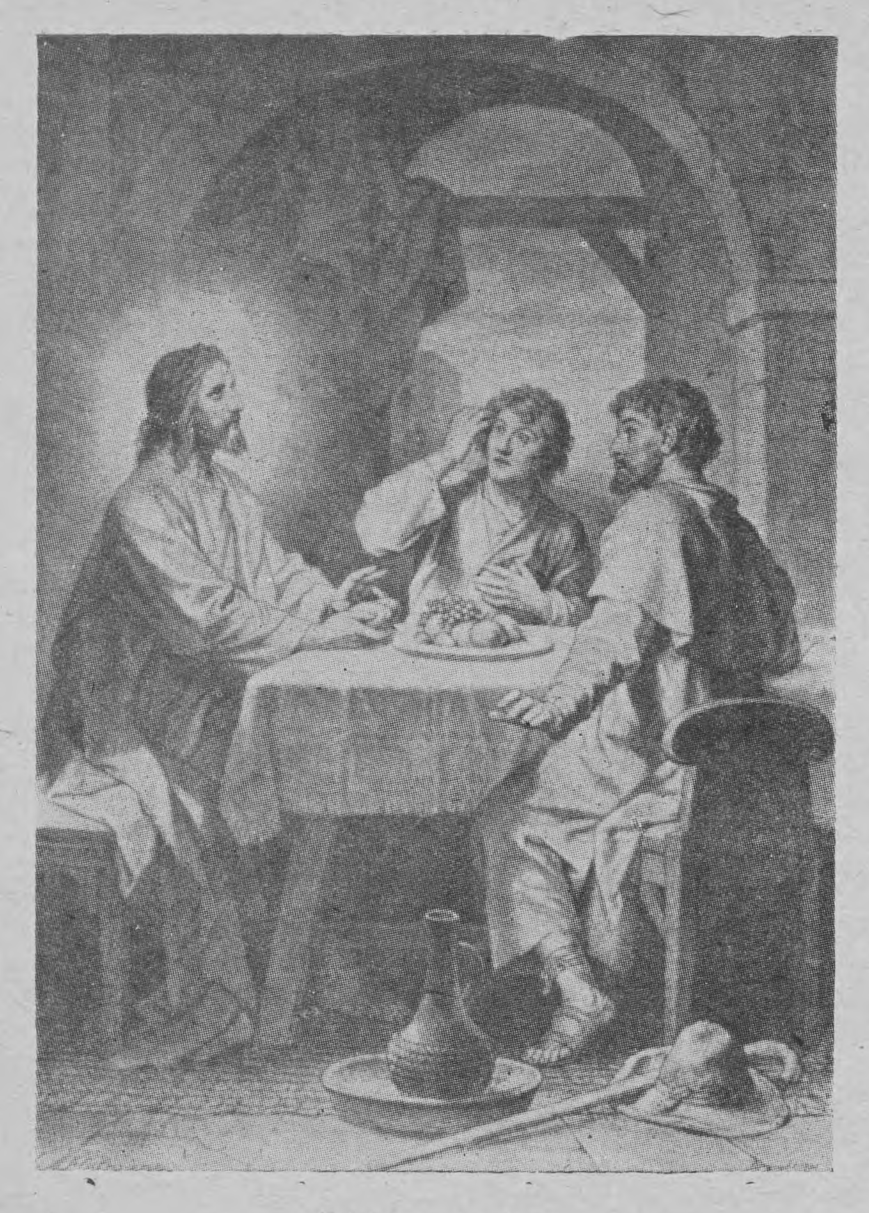
Auferstehungsgedanken überall! Wir fühlen, wie das doch schließlich die schönsten und beglückendsten Gedanken sind, die uns bewegen können. Wir sind Bürger zweier Welten! Nicht das kann der Endzweck des Lebens sein, daß wir es eben fristen durch unserer Hände und unseres Hirnes Arbeit. Gewiß, wir sind dankbare Kinder dieser Erde und freuen uns mit Recht ihrer Wonnen. Aber wir wissen: Unser ist auch ein anderes Reich!

„Er ließ von einem Blut her das ganze Menschengeschlecht den gesamten Erdboden bewohnen und setzte fest die vorherbestimmten Zeiten und Grenzen ihrer Wohnungen."

Deshalb verurteile der große Prophet streng alle Versuche, die Rassenunterschiede zu verwischen. Alle Gesetze hingegen, welche die Reinheit der Rassen aufrechterhalten und jede Mischung straffällig machen erhielten seinen Segen. Er würde diejenigen Europäer, die farbige Bewohner zu unterdrücken oder auszubeuten suchen, energisch tadeln, wie er auch die Neger vor Ungehorsam und Auflehnung gegen die bestehenden Gesetze warnen würde. In den Gesetzen der Rassentrennung sähe er keine Unterdrückung der Farbigen; er würde vielmehr darauf bestehen, daß die Gesetze, welche die verschiedenen Rassen im sozialen, wirtschaftlichen, politischen Leben voneinander trennen – getrennte Wohnviertel, getrennte Schulen, getrennte Verkehrsmöglichkeiten –, in der jetzigen Form aufrechterhalten blieben.

Der große Prophet verlange nicht Gleichheit aller Rassen. Der Ruf „Gleichheit aller Stände" eines Jean Jaques Rousseau finde keine Bestätigung in der Heiligen Schrift. Im Gegenteil, der heilige Paulus sage ganz deutlich im ersten Korintherbrief (7,17ff), daß das Christentum, obwohl es die Menschen zu einem gemeinsamen Bruderbund zusammenführt, dennoch die Verschiedenheit der Rassen und sozialen Klassen nicht abschafft. Falls jemand diese Rassentrennung als unchristlich bezeichnen möchte, würde der große Prophet sagen, daß es viel besser wäre, jeder Rasse in Südafrika ihr eigenes Land und Gebiet zu geben, wo sie sich nach ihrer Art frei entwickeln und leben könnte.

Der calvinische Prediger schließt seine Ausführungen mit der Bemerkung, die Regierung solle ei-



Ostermontag

nen Teil der Millionen, die sie für Waffenrüstung und Wehrmacht ausgibt, für die Missionierung der Farbigen einsetzen. Dann würde sich das Rassenproblem von selbst lösen.

Wie hat man früher über diese Frage geurteilt?

Unter der Regierung des Generals J. Smuts war in Regierungskreisen J. Hofmeyer einer der führenden Männer. J. Hofmeyer war ohne Zweifel einer der begabtesten Männer Südafrikas. Mit 12 Jahren bestand er sein Abitur, mit 22 Jahren war er Professor an der Universität Johannesburg, mit 25 Jahren wurde er zum Rektor dieser Universität ernannt, mit 30 Jahren Regierungspräsident für Transvaal. Er gehörte der liberalen Schule an, und war wegen dieser seiner liberalen Gesinnung sowohl beliebt wie gehaßt. Eines Tages hatte Hofmeyer als Minister des Innern eine Abordnung von Negern in Pretoria zu empfangen. Im Laufe der Verhandlungen sagte einer der Schwarzen folgendes: Der weiße Mann kam zu uns und gebot: Ihr müßt das Heidentum aufgeben, in die Schule gehen und Lesen und Schreiben lernen, damit ihr vorankommen könnt . . . Wir gehorchten und taten so. Jetzt, weil wir vorangekommen sind, sagt der weiße Mann, daß wir eine Gefahr für ihn sind."

J. Hofmeyer hat diese Aussage mehr als einmal wiederholt und immer wieder betont, daß man die Neger nicht wieder zurück treiben kann. Er war nicht für Gleichheit der Rassen, aber er wollte Gleichheit der Möglichkeiten. Jedem solle soviel Freiheit zustehen, um sich und die Lage seiner Familie zu verbessern, gemäß seiner Erziehung und Talente.

Wie ist es heute?

Seitdem die Burenregierung unter Dr. Malan steht, hat sich ein radikales Element unter den Negern gebildet, welches die Parole gab: Keine Abordnungen, keine Verhandlungen mehr, sondern Streiks, Aufruhr, Widerstand, offene Übertretung der Rassengesetze. Städte wie Port Elisabeth, East-London, Kimberley waren Schauplätze für solche Aufstände, Brandstiftungen und Unruhen. Dabei sind auch Europäer ums Leben gekommen. Die Regierung ergriff scharfe Maßnahmen. Zwar ist die Ordnung damit wiederhergestellt, aber jeder weiß, daß die Frage noch nicht gelöst ist.

Die katholischen Bischöfe haben schon früher in einem gemeinsamen Schreiben den katho-

Dem Elternherz verloren

Nicht daß ihnen ein Kind durch den Tod entrissen wird, ist das Schmerzlichste für Eltern, denn es bleibt ja mit ihnen in Liebe vereint; sondern das Schwerste ist für sie, daß ihnen ein lebendes Kind verlorengeht: nicht sein Leib, aber seine Seele, seine Liebe, sein Glück. Und wieviel tausend Eltern weinen so in den Tagen ihres Alters um ein verlorenes Kind! Da hat sich ein Sohn, eine Tochter allmählich ganz von den Lebensanschauungen und Lebensgewohnheiten des Vaterhauses getrennt, von dessen Glauben und Sitten. Die Eltern können nicht fassen, woher auf einmal das fremde Wesen in ihrem Kinde gekommen ist. Haben sie nicht das Kind mit aller Sorgfalt und Liebe erzogen? Hing nicht ihr Herz an ihm in all den langen Jahren seiner Jugend? Hatten sie nicht alles getan, um ihm eine tüchtige Ausbildung für das spätere Leben angedeihen zu lassen? Sie hatten für ihren Liebling gespart und gesorgt, damit ihm nichts fehle. Woher nun diese Veränderung in seinem Denken und Fühlen, diese ganz anderen Ansichten über das Leben, diese fast feindselige Abneigung gegen die Meinung und den Rat der Eltern, diese seltsame Vorliebe für einen fremden, vielleicht abenteuerlichen Beruf?

Eltern, haltet nicht ohne weiteres ein Kind für verloren, wenn es in reiferem Alter nicht nach eurem Willen tut, den Beruf nicht ergreift, den ihr ihm zugedacht hattet, oder anders heiratet, als es euer Wunsch und Wille war! Bedenket, auch ihr seid einst euren Weg gegangen! Es ist nicht der Wille des Schöpfers, daß sich euer ganzer Lebensverlauf in euren Kindern nochmals wiederhole: Gott hat vielleicht ganz anderes mit ihnen vor, das ihr euch gar nicht vorstellen und nicht begreifen könnt. Die Kinder wissen wohl selbst noch nicht, wo es mit ihnen hinaus will, sie werden nur von einem dunklen Drang getrieben, und diese innere Entwicklung löst sie von euch los. Darum habet Ehrfurcht vor der Berufung eures Kindes, auch wenn sie euch heute noch unverständlich ist! Denket vor allem nicht an euren persönlichen Vorteil, wenn es sich um die Zukunft eures Kindes handelt! Ihr müßt abnehmen, euer Kind muß wachsen: das ist Elternlos und Kindesschicksal, vom Schöpfer so verhängt; darum füget euch in Demut und Entsagung darein! Das Glück eures Kindes sei eure einzige Sorge! Solange euer Sohn, eure Tochter noch irgendwie gläubig, fromm und tüchtig sind, habt ihr nichts zu fürchten: sie stehen in des Höchsten Schutz. Habt ihr nicht so viel Gottvertrauen, daß er sich eines schwachen, ringenden jungen Menschen, der ihn liebt und anbetet, wie ein besorgter Vater annehmen wird?

Geht ein Kind gegen euren Willen seinen eigenen Weg, so brecht ihm doch nicht mit euren Elterhänden die Brücken ab zu eurem Herzen! Enterbt es nicht eurer Liebe, auch nicht eurer Unterstützung und eures Vermögens! Wartet in Geduld: auch die schwersten Wunden heilen nach und nach. Was ihr jetzt für ein Unglück haltet, kann sich durch Gottes Fügung zum Guten wenden. Die Gesinnung eures Sohnes, eurer Tochter kann sich än-

---

lischen Standpunkt zur Rassenfrage klargestellt. „Nur mit Klugheit, Nächstenliebe und Gerechtigkeit kann dieses schwere Problem des Landes mit seinen verschiedenen Rassen zu einer befriedigenden Lösung geführt werden. Die Stellungnahme der Kirche ist in vier Sätzen umrissen: Unterschiedliche Stellung (discrimination) der verschiedenen Völker allein auf Grund der Hautfarbe ist eine Verletzung des Rechtes und der Menschenwürde der Nicht-Europäer. – Obwohl die Grundrechte der Nicht-Europäer im Lande theoretisch geachtet werden, sind die Umstände doch so, daß die Ausübung derselben behindert wird. – Die Gerechtigkeit verlangt, daß den Nicht-Europäern der Weg, voranzukommen, nicht versperrt wird. – Dieser Fortschritt kann nur erreicht werden, wenn die Europäer des Landes die Pflichten auf sich nehmen, die mit ihrer Stellung zusammenhängen."

Eine Antwort der Kirche auf den Rassenhaß in Südafrika ist das „Universitätskolleg Pius XII." in Roma, wo es dem Schwarzen möglich ist, seine höheren Studien zu machen und akademische Grade zu erwerben.

Eine Antwort der Kirche auf den Rassenhaß in Südafrika ist die Tatsache, daß aus dem einheimischen Priesterseminar in Roma bisher 27 schwarze und farbige Priester hervorgingen, daß Rom den schwarzen Oblatenpater Emmanuel 'Mabathoana zum ersten eingeborenen Bischof von Leribe (Basutoland) ernannte.

dern: das harte Leben, erschütternde Erlebnisse können sie zur Besinnung bringen, daß sie eines Tages sehnlich darnach verlangen sich wieder mit euch auszusöhnen. Wenn sie wissen, daß sie trotz ihrer schweren Verfehlungen wieder zu sich kommen und von eurem Elternherzen Verzeihung erwarten dürfen, werden sie leichter umkehren. Vielleicht bereitet ihr erstes Kind als Bote des Friedens den Weg zu euch. Und wenn ihr jahrelang, vielleicht bis zu eurem Tode, auf die Versöhnung warten müßtet: seid allezeit bereit wie der Vater des verlorenen Sohnes, euer Kind wieder in eure Arme aufzunehmen! Und wenn selbst auf eurem Sterbebette keine Aussöhnung zwischen euch zustandekäme, so schließet dieses Kind dennoch nicht von eurem Erbe aus! Eine solche Behandlung würde das Herz eures Kindes vollends ganz verhärten: jeder Gedanke an euch würde es noch in fernen Jahren mit Bitterkeit und Haß erfüllen, vielleicht würde es noch seinen Kindern und Kindeskindern sagen, welch lieblose Eltern ihr gewesen seid. Gerade dadurch, daß ihr in eurer letzten Verfügung den Willen zur Versöhnung bekundet, werdet ihr das Gemüt eures Kindes treffen; es wird sich Gedanken darüber machen, daß ihr es doch gut mit ihm meintet; und es kann geschehen, daß es eines Tages an eurem Grabe für seinen kindlichen Eigensinn und Undank Abbitte leistet.

Euer Sohn, eure Tochter gehören immer zu euch, auch wenn sie den Weg der Sünde und des Verbrechens gingen. Die Tatsache, daß ihr ihnen das Leben gegeben habt, ist nicht auszutilgen; ewig bleiben sie euch verbunden, auch wenn ihr mit Tränen die Erinnerung an ihren lieben Namen auslöschen möchtet. Ihr würdet sie vielleicht der öffentlichen Schande wegen gerne von euch stoßen und eure Vater- und Mutterschaft verleugnen, aber das wäre unchristlich. Hat sich euer Kind durch schlechtes Betragen oder strafbare Handlungen aus der Gesellschaft der übrigen Menschen ausgeschlossen, so bietet wenigstens ihr ihm eine Zuflucht! Laßt es spüren, daß ihr nicht ganz an ihm verzweifelt, sondern helfet ihm durch Güte und freundliches Entgegenkommen von seinem Falle aufstehen! Erinnert euch an das ergreifende Beispiel der Mutter des hl. Augustinus: Als ihr Sohn an Glaube und Sittlichkeit Schiffbruch gelitten hatte, verzagte ihre Mutterliebe nicht. Sie stieß ihn nicht von sich, sondern folgte ihm, als er floh, diente ihm mit noch größerer Hingebung und betete und weinte achtzehn Jahre lang um seine Bekehrung, bis ihn die Sehnsucht nach dem Guten wieder zu ihrem Herzen und zu Gott zurückführte. So sollst auch du Vater, Mutter, an deinem Kinde tun, wenn es dir Leid und Schande bereitet hat! Kein vernünftiger Mensch wird es dir übel auslegen, wenn du auch noch zu einem mißratenen Kinde hälst, nicht einmal, wenn du es zum Schafott begleiten würdest. Stand nicht die Mutter des Herrn unter dem Kreuze ihres Sohnes, da er als Verbrecher auf Kalvaria gerichtet wurde? Um deiner großen Liebe willen, die als Schmerzensopfer zum Himmel emporsteigt, wird Gott sich vielleicht der armen Seele deines Kindes erbarmen und es retten.

* * *

Osterglaube

Osterglaube, neu erstanden
aus des Grabes dunkler Haft!
Christus sprengte alle Banden
durch Gottvaters Schöpferkraft.

Gestern noch die Welt in Trauer
an des Heilands Grab vereint –
heut' ein heil'ger Jubelschauer –
heil die Gnadensonne scheint!

Preist Ihn all', ihr Menschenzungen!
Laßt den Auferstand'nen ein!
Ist's dem Jesukind mißlungen –
soll der Heiland Sieger sein!

Schenk' Ihm doch ein Herz voll Liebe,
dem, der deine Schuld gebüßt.
Wie – wenn einst nicht Zeit dir bliebe
und du plötzlich sterben müßt'?

Strahle aus ein heilig' Feuer –
tu den Gottesglauben kund
und es atmet bald ein neuer
Geist in unserer Brüder Rund,!

Friedl Strummer

Das Höchste ist ein freier Wille,
Der unbeirrt von Fleisch und Blut
Fest und getreu in Sturm und Stille
Das Gute, weil es gut ist, tut.



In Liebe und Leid

Eine Erzählung von Reimmichl

(Fortsetzung)

Vierzehn Tage später wurden Albert Raindl und Berta Roderich in der Kirche von Weißenbrunn getraut. Nach beiderseitigem Übereinkommen war es eine ganz stille Hochzeit. Berta trug das stattliche, kostbare weißseidene Brautkleid, das sie mit ihrem eigenen, bei der Weißnäherin Gritsch verdienten Geld sich angeschafft hatte.

Die Ehe wurde sehr glücklich. Wohl mangelte es ein wenig an Einrichtungsgegenständen, die junge Frau wußte aber das Vorhandene so geschickt aufzustellen und so nett zu ordnen, daß Schlafkammer und Wohnstube alsbald ungemein traulich, warm und anheimlich aussahen. Auch kochte sie gut, nur brauchte sie etwas viel, weil sie dem Manne immer wieder etwas Neues, Besseres, seinem Geschmacke vollkommen Zusagendes auftischen wollte. Den Mangel an Gemälden und Heiligentafeln ersetzte Albert durch eine Reihe seiner hübschen Schnitzereien. Er verfertigte ein breites Gruppenbild der Hochzeit von Kana, das er über dem Familienbett anbrachte. Für die Stube schnitzte er die zwei Jünger von Emmaus, mit dem Heiland am Tische sitzend, für die Küche den Heiland mit Maria und Martha in Bethanien, des weiteren eine Anzahl von kleinen und größeren Figuren einzelner Heiliger, die an verschiedenen Stellen des Hauses ihren entsprechenden Platz fanden. Berta saß am Abend, wo er daheim seine Schnitzereien ausführte, oft ein, zwei Stunden bei ihm, schaute ihm aufmerksam zu, lobte und tadelte auch manchmal lachend seine Arbeit, hörte aber nicht auf, in ihrer heiteren, frischen, zutraulichen Art mit ihm zu plaudern. Durch ihre Redseligkeit wurde er förmlich angesteckt, so daß er nach und nach seine Wortkargheit ganz verlor und in langem, munterem, herzwarmen Gespräch mit ihr sich unterhalten konnte. Eines Abends sprach er:

„Berta, du mein gutes, schönes, liebstes Menschlein, das ich auf der Welt habe, jetzt muß ich dir einmal etwas sagen. Du vermagst gar nicht zu ahnen, was für eine ungeheure Wohltat du mir erwiesen hast. Ich bin mein Lebtag ein Waisenkind gewesen, habe nirgends eine Heimat gehabt, von niemanden eine wirkliche Liebe empfangen. Da bist du gekommen und hast mir alles gebracht, eine Liebe, von der ich niemals geträumt habe, daß es so etwas Großes und Glückliches auf Erden geben könne, dann das lebenslange, liebe Zusammensein mit dem besten edelsten Frauchen, das auf Erden lebt, und eine Heimat, die wahre, süße, wonnige Heimat, in der ich mich fast wie im Himmel fühle. Und alles in allem bist du, mein Glück, meine Heimat, mein Leben, einzig du!"

„Albert, mein lieber Mann", erwiderte sie zärtlich, „ganz in der gleichen Lage wie du habe ich mich befunden. Wohl habe ich eine Heimat gehabt, aber niemals gefühlt, daß ich eine habe. Meine Mutter habe ich nur auf ihrem langen Krankenlager ken-

nengelernt, und dann ist sie gestorben. Von meinem Vater bin ich schon ein bißchen geliebt worden, ein ganz klein wenig, etwas mehr als mein Bruder, das hab ich gefühlt; aber äußerlich hat der Vater seine Liebe mir nie recht gezeigt. Bei seiner üblen Laune bin ich im Vaterhause aufgewachsen, gleichsam heimatlos, liebearm, fremd und verlassen wie ein Waisenkind. Erst seitdem ich dir mit Leib und Seele angehöre, bin ich ein neuer vollkommen glücklicher Mensch geworden. Wenn ich sage, daß ich dich liebe, ist das viel zu wenig gesagt. Lieber als dich würde ich mein Leben verlieren. Alles, was dein ist, hast du mir gegeben, und du bist mein. Wenn ich dir nur einmal genug danken könnte!"

Sie umarmte ihn stürmisch und küßte ihn oftmals hintereinander, so daß er keine Möglichkeit fand, ihren Kuß zu erwidern.

Albert gab sich große Mühe, auch ein Bild von seiner Frau zu schnitzen. Ihre Figur brachte er ganz gut fertig, aber die Ähnlichkeit der Gesichtszüge mißlang ihm vollständig.

„Wenn ich nur eine gute Photographie von dir hätte, würde ich dein Gesicht schon auch treffen", sagte er.

Sie hatten sich bei ihrer Heirat gemeinsam photographieren lassen; aber dieses Bild fand er zu klein und beider Gesichtszüge zu unwirklich. Darum gingen sie eines Tages miteinander in die Stadt und ließen sich jedes einzeln photographieren. Die zwei Bilder, die etwas größer waren, gerieten vortrefflich, so daß Albert seine volle Zufriedenheit aussprach. Daheim gelang es ihm trotz größter Anstrengung und auch mit Hilfe der Photographie nicht, die Gesichtszüge der Gattin so fein herauszuschnitzeln, daß alle Leute sie kennen mußten.

„Ich bring es nicht zustande", klagte er; „du bist viel zu schön, Berta, und meine Kunst ist viel zu schwach, um deine Schönheit ganz darstellen zu können."

„Du machst mich immer wie einen Engel, und ich bin viel zu unfromm; deswegen stimmt's nicht", lachte sie.

„Du bist wirklich ein Engel, der treu und gut auf mich schaut."

„Wenn ich so schnitzen könnte wie du, würde ich ein Bild von dir machen; aber das würde viel schlechter ausfallen als das deinige von mir, weil du viel schöner bist als ich."

Die beiden taten einander soviel Gutes an, wie sie nur konnten. Namentlich überraschte der Mann die Frau immer wieder mit kleinen Geschenken, mit einem Gewandstoff, mit einem farbigen Tuch, mit Finger- und Ohrringen, und das war nicht einmal von Nutzen.

Nach anderthalb Jahren trat ein freudiges Familienereignis ein, und zwar in doppelter Gestalt. Ein Zwillingspaar kam zur Welt, zwei gesunde Mädchen, die jedoch innerhalb von vierzehn Tagen starben. Albert war tief betrübt über den Tod der Kinder, die Frau nahm es leichter.

„Schau, wenn die zwei am Leben geblieben wären, hätte ich meine Liebe in drei Teile aufteilen müssen und du hättest mit einem Drittel zufrieden sein müssen", erklärte sie; „nun haben wir aber unsere ganze Liebe wieder für uns allein."

Über einem Jahr erblickte ein kräftiger, frischer Knabe das Licht der Welt, und an diesem blieb das Herz der Mutter mit innigster Hingebung hängen. Aber nach einem halben Jahr starb auch der Knabe an den Fraisen. Da gebärdete sich die junge Mutter wie unsinnig. Sie schrie, weinte, jammerte und war für jeden Trost des Mannes unempfindlich. Einmal sagte sie:

„Ich habe so viel zu Unserem Herrn gebetet, er soll mir das Büblein lassen; jetzt bet ich gar nicht mehr und geh auch nicht mehr in die Kirche."

„Um Gotteswillen, Berta, tu doch nicht so", mahnte der Gatte. „Mit Unserem Herrn darf man nicht auf dem Kriegsfuß stehen, sonst geht alles gefehlt. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit! Er kann uns wieder ein Kind schenken, wenn es sein Wille ist. Nur müssen wir fest zu ihm halten."

Einige Sonntage besuchte die Frau tatsächlich keine Kirche mehr. Dann ging sie nach Absam wallfahrten, beichtete dort und nach der Heimkehr erfüllte sie wieder ihre religiösen Pflichten. Es verflossen zwei Jahre, ein Kind erschien aber nicht mehr. Auffallenderweise begann Frau Berta, es mehr und mehr an der Ordnung im Hauswesen fehlen zu lassen. An schwere Arbeiten war sie schon von daheim nie gewöhnt gewesen. Jetzt gab sie die Wäsche immer nach auswärts, für Reinemachen und Scheuern bestellte sie eine Putzerin, einzig das Kochen behielt sie sich noch vor; aber auch dieses fiel oft nachlässig aus, während die Kosten für Einkauf der Lebensmittel zusehends wuchsen. Doch war sie nicht müßig, sondern immer beschäftigt. Ihr alter Hang zur Putzsucht, den sie schon von lediger Zeit her besaß, wurde immer mächtiger, so daß sie nachgerade völlig in ihm aufging. Sie erbat sich von ihrem Mann fortwährend Geld zur Anschaffung

von neuen Kleiderstoffen, Schmucksachen, Tüchern, Bändern u. dgl. Den ganzen Tag saß sie an der Nähmaschine, verfertigte ein Kleid nach dem anderen, doch immer nur für sich selbst. Am Sonntag erschien sie in der Kirche so prächtig und reich gekleidet, daß sie nicht nur auffiel, sondern alle andern Kirchgängerinnen, auch jene aus den besten Häusern, überragte. Der Gatte, der noch mit voller Liebe an ihr hing, erfüllte ohne Rücksicht auf sich selbst ihre Wünsche. Sein Dienstlohn und die Einnahmen von Schnitzereien reichten schon nicht mehr aus, er mußte sein Guthaben in der Sparkasse angreifen.

Mit einiger Mühe war es der Frau gelungen, ein sogenanntes Dirndkostüm in Volkstracht herzustellen, das ihr prächtig stand und auch dem Manne zu gefallen schien. Dieses Kleid zu tragen, wenn sie in die Kirche ging, war unmöglich, und doch wollte sie sich darin unter allen Umständen vor den Leuten sehen lassen. Da sagte sie eines Abends zum Manne:

„Du, Albert, wir leben hier so einsiedlerhaft und allein miteinander, daß wir den Menschen fremd werden. Oft empfindet man selber die Leere und Langweile."

„Langweile?" tat er verdutzt. „So etwas ist mir noch nie eingefallen."

„Ja, du! Du hast immer Gesellschaft, mit dem Meister, mit den Gesellen, kommst viel in fremde Häuser und kannst dich mit den Leuten unterhalten."

„Du kannst zu den Nachbarsleuten gehen, so oft du willst, und mit ihnen diskutieren."

„Ha, die Nachbarsleute! Das sind alles fade, langweilige Menschen, mit denen man keinen gescheiten Diskurs weiterbringt."

„Du möchtest gern etwas haben. Sag nur, was dein Wunsch ist."

„Wir sollten doch hie und da eine größere Gesellschaft aufsuchen und eine Unterhaltung mitmachen."

„Was für eine Unterhaltung?"

„Am nächsten Sonntag ist beim Unteren Wirt ein Sommerfest mit Tanz. Da könnten wir zwei doch einmal hingehen."

„Ich kann nicht tanzen."

„Aber ich kann es – sehr gut. Ich werde es dir lernen."

„Dafür bin ich zu alt."

„Hahaha, mit hochzwanzig Jahren ist man schon ein betagter Greis, haha. Ich kenn' einen Mann, der mit fünfzig Jahren von seiner Frau das Tanzen erlernt hat und jetzt ein Meister im Tanzen ist."

„Ich mag das Tanzen überhaupt nicht leiden. Mir ist es ein Greuel, wenn ich sehe, wie vernünftige Menschen einander im Kreis herumzerren wie spielende Kinder und hüpfen und hopsen wie Kitze oder Kälblein, wenn sie das erstemal aus dem Stall gelassen werden."

„Du brauchst gar nicht zu tanzen und nicht einmal zuzusehen, sondern kannst in einem Nebenzimmer mit alten, weisen Männern sprechen oder ein Kartenspiel – einen Watter, einen Perlagger – machen, während ich ein wenig im Tanz mich vergnüge."

„Hast du am Tanz wirklich ein Vergnügen?"

„Nicht nur ein Vergnügen, sondern eine Riesenfreude. Ich bitte dich, mach mir die Freude, begleit mich, geh mit mir hin."

Da alle Ausreden nichts halfen, tat ihr der Mann schließlich den Willen und führte die Gattin am Sonntag auf den Tanzplatz. Sie hatte lang an ihrem Aufputz gearbeitet und ihr neugefertigtes Dirndltrachtenkostüm angezogen, was den Mann unangenehm überraschte. Auf dem Tanzplatz war sie tatsächlich die einzige, die ein solches Kleid trug, und darin nicht nur Aufsehen erregte, sondern von jüngeren wie älteren Männern, da ihre körperliche Schönheit in dem auffallenden Köstüm noch stärker hervortrat, viel umgeben und hofiert wurde. Sie fand Tänzer mehr als genug, ging von einer Hand in die andere, tanzte, sprang, hüpfte, schäkerte mit ihren Tänzern, fiel ab und zu in ein keckes Lied, das angestimmt wurde, mit hellem Klang ein und kam aus dem Lachen nicht heraus. Anfangs hatte sie ihren Mann, der bei einigen nicht tanzenden Gästen im Winkel des Tanzraumes saß, nicht beobachtet, weil sie glaubte, er befinde sich im Schankzimmer nebenan. Als sie ihn erblickte, kam sie mehrmals hintereinander zu ihm und fragte spaßhaft, ob er nicht einen Tanz mit ihr machen wolle. Da er mißmutig den Kopf schüttelte, tat sie einen lauten Lacher und verschwand wieder in dem Trubel. Nach und nach wurden die Tänzer auf den Mann der schönen, flotten Tänzerin aufmerksam und machten sich über ihn lustig. Er konnte sogar die Worte vernehmen, da hinten sitze ein Bär, der nicht tanzen könne oder wolle, aber mit Augen und Ohren seine Gnädige bewache. Äußerlich blieb Albert ruhig, in seinem Innern jedoch tobte ein Sturm, der förmlich sein ganzes Herz aufwühlte. War das wirklich seine Gattin, die so frei und ungebunden mit anderen

Männern sich abgab? So hatte er sie noch nie gesehen, ihr leichtfertiges Gehaben und Gebaren hätte er nie für möglich gehalten. – Um Mitternacht trat eine Pause im Tanzen ein. Da ging Albert ins Nebenzimmer und bat eine Kellnerin, sie möge ihm seine Frau für einen Augenblick hereinrufen. Berta kam alsbald, glühend im Gesicht, frisch und lustig.

„Grüß Gott, Albert!", rief sie munter, „sieht man dich auch einmal? Hast du mir etwas zu sagen?"

„Du wirst hungrig sein", erwiderte er, „wir wollen miteinander etwas essen."

„Nein,nein, ich brauche nichts", wehrte sie; „mir hat soeben der Maler Stiedl einen Braten und Wein auftischen lassen."

„Soooo! . . . Dann wollen wir jetzt mitsammen nach Hause gehen."

„Wo denkst du hin? Das wäre ja verrückt. Der Tanz kommt jetzt erst in vollen Schwung, und es gäbe eine Revolution, wenn ich Knall und Fall davonlaufen würde."

„Es ist schon über Mitternacht. Ich muß in der Früh sehr zeitig beim Meister Knoll zur Arbeit antreten. Ein bißchen schlafen möchte ich vorher doch."

„Geh nur heim, schlaf dich gut aus und laß dir etwas Schönes träumen. Ich finde schon allein nach Hause und werde dich im Schlaf nicht stören, wenn ich komme, hihihi", sagte sie im übermütig lachenden Ton, aus dem er merkte, daß ihr schon der Wein ein wenig in den Kopf gestiegen sei.

„Berta, Berta, was fällt dir ein?", mahnte er sehr ernst, „du mußt doch begreifen, daß es ganz unmöglich, unschicklich, ja gefährlich ist, dich allein auf dem Tanzboden und später in irgend welcher Begleitung heimkommen zu lassen, während ich davonlaufe, um mich daheim auszuschlafen. Da wäre es um deine und meine Ehre geschehen. Wir kämen fürchterlich in die Mäuler."

„Bababa, laß die Mäuler klatschen und den Regen platschen. Solchen Kleinigkeiten weicht man nie aus. . . . Aber ich muß jetzt gehen, die Musik spielt schon wieder."

Ohne noch auf ein Wort von ihm zu hören, eilte sie davon und mischte sich in den Tanztrubel. Er blieb, wie von einer Faust auf den Kopf geschlagen, noch eine Zeitlang in dem Schankzimmer sitzen, dann ging er hinüber auf den Zuschauerplatz im Tanzsaal und verfolgte aufmerksam das Treiben, das immer lauter, toller wurde, da und dort schon etwas ausartete. Seine Frau war immer noch die gesuchteste, rastloseste Tänzerin und richtete ihr ganzes Benehmen offensichtlich darauf ein, den Männern zu gefallen. – Um drei Uhr morgens machte sich die Mehrzahl der Gäste auf den Heimweg. Dem Albert gelang es mit einiger Mühe, auch seine Frau zu bewegen, daß sie mit ihm nach Hause ging. Sie war äußerst froh gelaunt und redseliger denn je. Immer wieder rühmte sie, wie schön und herrlich es gewesen sei, und sie könne ihm, dem Manne, nicht genug danken, daß er ihr diese prachtvolle Unterhaltung ermöglicht habe. Von ihren Tanzpartnern erzählte sie, das seien lauter schlechte Tänzer, kein einziger könne richtig tanzen. Der Petermann sei ein Elefant, bei dem man stets achthaben müsse, daß er einem nicht die Zehen abtrete. Den Schneider-Gramml müsse man festhalten, daß er nicht umfalle, denn er stolperte ein ums andere Mal über seine eigenen Füße. Der Maler Stiedl habe einen kleinen Schritt wie eine Henne und tripple einher, als ob er auf Nußschalen ginge. Der Maurer Alex sei ein mächtiger Trampler, der seine Füße immer spannenhoch emporhebe, als tanze er nicht auf ebenem Boden, sondern müsse über Steine springen usw.,usw. Sie erzählte alles mehr denn ausführlich, wiederholte manches und lachte immerfort über ihre eigenen, spaßhaften Einfälle. Von ihrem Mann erntete sie keinen Beifall, er sprach kein einziges Wort und brauchte auch keines zu sprechen; denn es wäre ihm doch nicht gelungen, in ihren Redefluß nur ein Scheit hineinzuwerfen, heißt das, nur mit der kleinsten Äußerung den Redeschwall der Frau zu unterbrechen. Sie kamen nach Hause und begaben sich ohne weiteres zur Ruhe. Die Frau schlief sofort ein, während der Mann kein Auge zu schließen vermochte. Er stand um sechs Uhr auf, ohne daß die Frau erwachte, aß in der Küche als Frühstück ein hartes Trumm Brot und begab sich zur Arbeit. Während des Mittags blieb er im Hause des Meisters, nahm dort sein Essen und kehrte erst spät abends heim. Daselbst traf er die Frau in ganz mürrischer Laune. Er sagte, daß er furchtbar müde und abgeschlagen sei, ein Abendessen gar nicht brauche, sondern sich schnell niederlegen müsse, um gründlich auszuschlafen. Sie schien nichts dagegen zu haben. Am andern Morgen waren beide zeitlich auf, frühstückten miteinander und kamen etwas mühsam in ein Gespräch.

„Du, Berta", nahm er das Wort, „du darfst es mir nicht verübeln, wenn ich dir aufrichtig sage, daß mir die Tanzunterhaltung vorgestern nichts weniger als gefallen hat."

„So? So? Was hat denn gefehlt?" fragte sie scharf.

„Du hast dich benommen, als ob du nicht eine Ehefrau, sondern ein unverheiratetes Mädel wärest, das einen Bräutigam sucht."

Sie errötete heftig und erwiderte stockend:

„Ich — ich . . . Auf einem Tanzboden muß man lustig, frischauf sein und darf kein Gesicht machen wie ein Leichenbitter."

„Zwischen lustig sein und übermütig-leichtsinnig ist ein Unterschied."

„Wer ist übermütig gewesen, leichtsinnig?"

„Wohl du. Das mußt du doch selbst gefühlt haben. Du hast dich den Tänzern ja förmlich aufgedrängt."

„Im Gegenteil, sie haben sich um mich gerissen."

„Weil sie merkten, daß sie es tun dürfen. Du hast ihnen durch dein freies Benehmen Anlaß gegeben."

„Du, du, ich bin kein Kind, das sich schulmeistern lassen muß!", brach sie in Zorn aus; „ich weiß schon selber, was ich zu tun und zu lassen hab. Übrigens bist du heute so unfein gegen mich, wie ich dich noch nie gesehen hab."

„Ich hab dich auch nie so gesehen wie vorgestern. Fast hätt' ich dich nicht mehr erkannt. Damals bin ich den Leuten zum Spott geworden."

Sie fühlte doch ein Schuldbewußtsein und zog nun die Sache ins Spaßhafte hinüber, indem sie erklärte:

„Du bist eifersüchtig auf mich. Das steht dir aber gar nicht gut an."

„Wenn ich eifersüchtig wäre, hätt' ich schon meinen Grund."

„Ah, das freut mich. Eifersucht ist die größte Liebe."

„Durch Eifersucht kann aber die Liebe auch zu Grunde gehen."

„Das hat bei dir keine Gefahr. Ich liebe dich heute mehr denn je."

„Ich dich auch", versicherte er, schon wieder halb besänftigt; „doch ebenso hoch wie die Liebe muß uns die Ehre stehen, die deinige wie die meinige."

„Du sollst dich nicht mehr zu beklagen haben."

„Dann ist alles gut. Ich baue auf dein Wort."

Er reichte ihr die Hand und ging seiner Arbeit nach. – Ein ganz kleiner Riß blieb jedoch in dem trauten Verhältnis zwischen den beiden bestehen.

Berta hatte eine sehr einfache Armbanduhr gehabt, die hin und hin ihren Dienst versagte und jetzt überhaupt nicht mehr ging. Mehrmals sprach sie den Wunsch aus, sie möchte eine neue Armbanduhr haben, womöglich eine goldene, wie die Frau Steueramtsverwalter eine habe. Der Mann schüttelte nur den Kopf, äußerte sich aber nicht dazu. Nun hoffte sie bestimmt, er werde ihr die Uhr an ihrem Namenstag zum Geschenk machen. Statt dessen erhielt sie bloß einen halbseidenen Flor, der eine dunkle, sehr mißstimmende Färbung hatte. Sie dankte wohl, jedoch kurz, gezwungen und legte den Flor nicht ein einziges Mal an. Als ihr der Mann darüben einen Vorhalt machte, sagte sie, bitter auflachend:

„Du, du, das wundervolle, kostbare Stück mit der abgeschmackten Farbe kannst du selber anlegen oder es der alten Korb-Lina schenken. Wenn ich es umhätte, würden mich die Kühe auslachen."

Da war er gekränkt und beide schmollten ein paar Tage miteinander. Einige Wochen später legte die Frau dem Manne von der Gemischtwarenhandlung Hofer eine unbezahlte Rechnung vor, die auf sechsunddreißig Kronen lautete.

„Um Gotteswillen, Berta", rief er, „was hast du getan? Du hast Schulden gemacht."

„Was hätt' ich denn anders tun sollen, wenn ich kein Geld habe?" erwiderte sie.

„Ich hab dir doch immer ein Geld gegeben."

„Aber wie viel? Du hast Geld genug, laßt es aber sehr ungern aus."

„Vom Geld genug ist keine Rede. Die paar hundert Kronen, die ich in der Sparkasse noch liegen habe, sind in anderthalb Jahren aufgezehrt, wenn es so weitergeht wie bisher."

„Du verdienst aber einen schönen Lohn."

„Nicht soviel, daß es ausreicht, um unsere monatlichen Lebenskosten zu decken."

„Für die Lebenskosten muß der Mann doch immer aufkommen."

„Ja, aber auch die Frau muß das Ihrige beitragen, dadurch, daß sie keine unnötigen Ausgaben macht und namentlich vor Schulden sich hütet."

„Ich mache doch keine unnötigen Ausgaben."

„Du schaust das Geld nicht an und gibst es viel zu leicht aus. Ans Sparen bist du, scheint es, nie gewöhnt worden."

„Ich habe nicht geheiratet, um zu sparen und zu knappen wie ein Bettelweib. Auch hab ich schon etwas in die Ehe mitgebracht, das schöne Haus, die Wohnung, für die du keinen Heller zu zahlen brauchst."

„Schon, schon; aber mit der Wohnung allein kann man nicht leben. Es bedarf auch etwas dazu."

„Mein Haus ist mindestens seine 7 000 bis 8 000 Kronen wert."

„Davon kann man nichts abbeißen. Du mußt vernünftig sein, Berta, du mußt ans Sparen denken und deine, heißt das, unsere Bedürfnisse einschränken, ich bitte dich in aller Liebe darum."

„Ich wüßte nicht, wie ich mich einschränken könnte."

„Dann will ich dir einen Vorschlag machen. Laß dir jede Woche aufschreiben, was du eingekauft hast, und am Samstag werd ich dir das Geld aushändigen."

„Ah so? Jetzt kenn' ich mich aus. Du willst mich unter Kuratel setzen, mich bevormunden, mir jeden Heller vorrechnen wie einem haltlosen Fratz. Das gibt's nicht, niemals. Bild dir ja nicht ein, daß ich mich zum Narren machen laß vor der ganzen Gemeinde. Da kennst du mich schlecht."

Mit diesen Worten ging sie zornglühend weg und ließ ihn stehen. In der Folge schmollte sie andauernd, war höchst einsilbig, wortkarg und mied jedes vertrauliche Gespräche mit ihm. Auch wurde in ihrem Haushalt nicht das mindeste Zeichen sichtbar, daß sie sich irgend welche Mühe gab zu sparen. Das erfüllte ihn mit Sorgen. Mehr weh tat seinem Herzen noch ihr launenhaftes, grämliches, unfreundliches Wesen. Er wurde den Gedanken nicht los, daß er von ihrer Liebe keinen Funken mehr besitze.

Eines Tages ereignete sich ein schier unglaublicher, aber tatsächlicher Zwischenfall. Albert hegte längst schon die Absicht, im Gemüsegarten unterhalb des Hauses einen Bienenstand zu errichten. Als Platz dafür war einzig der äußerste Winkel des Gartens möglich. Dort steckte aber tief im Boden drinnen ein mächtiger, stark verasteter, knorriger Wurzelstock von einem alten, kurz abgeschnittenen Lindenbaum, der jede Bauarbeit verhinderte. Man hatte sich schon viele Mühe gegeben, den Wurzelstock auszugraben, doch ohne Erfolg. Er griff in der Tiefe mit seinen zahllosen, starken, zähen Wurzeln unter ein Felsenstück, umzwieselte dieses und hing so fest an ihm, daß es unmöglich war, den Stock davon zu lösen. Da riet ein Mitgeselle bei Meister Knoll seinem Kameraden, den Wurzelstock anzubohren und mit Dynamit zu sprengen. Es gelang Albert unschwer, ein kleines Quantum Dynamit zu erwerben, doch wurde ihm eingeschärft, es seien äußerste Vorsichtsmaßregeln nötig. Er grub und bohrte teils in der Erde, teils im Stock drinnen ein dritthalb Spannen weites Loch und bereitete sorgsamst die Sprengung vor. Dann holte er aus der Kammer das Säcklein Dynamit, in dem er eine zwei Meter lange Zündschnur befestigte.

Seine Frau rief ihm durch die Zimmertür nach: „Paß sehr auf und gib acht, daß dir kein Unglück zustößt."

„Nein, nein, es hat keine Gefahr", erwiderte er, „ich hab mit größtem Fleiß alles fertig geordnet." Als er das Dynamitsäckchen in die Erdöffnung hineinschieben wollte, merkte er, daß im Grund die Öffnung zu eng und durch einfallende Erde handtief gefüllt sei. Um den Mißstand zu verbessern, legte er das Säckchen mit der Zündschnur ein Stück weiter hinter sich und begann wieder mit dem Bohreisen in dem Loch zu stochern und zu schürfen. Da schlich von rückwärts der sogenannte Lützen-Tepp neugierig heran. Das war ein unzurechnungsfähiger, aber boshafter Halbnarr, der nichts lieber tat als arglistige Streiche zu vollführen, ohne deren Wirkung zu überblicken. Dieser nahm Zündhölzer aus seiner Tasche und setzte den Ausgang der Zündschnur rasch in Brand. Vom offenen Fenster der Wohnung schrie Frau Berta ihrem Mann, so laut sie vermochte, eine Warnung zu. Er hörte beim Geräusch seiner Arbeit nichts davon. In gräßlicher Angst rannte die Frau über Treppe und Gang hinunter, während der Lützen-Narr die Flucht ergriff, und flog förmlich zu dem Platz, wo das Dynamitsäckchen lag, sah auch gleich, daß die Zündschnur fast ans Ende gebrannt war. Da faßte sie mit beiden Händen tapfer das Säckchen und schleuderte es im weiten Bogen über den Zaun in den vorbeifließenden Ortsbach. Es tat einen fürchterlichen Krach, und die Wasser des Baches schossen haushoch empor. Albert riß seinen Kopf aus der Erdöffnung und sah erschrocken herum. Da hing Frau Berta schon an seinem Hals und umarmte ihn stürmisch. Doch alsbald ließ sie die Arme sinken, fiel nieder und blieb bewustlos neben ihm liegen. Der Mann war ganz außer sich. Den Knall der Explosion hatte er gehört, alles andere vermochte er sich nicht zu erklären. Er hob den Kopf der Frau, schüttelte ihren Körper; da schlug sie die Augen auf und erzählte in abgebrochenen Sätzen den Hergang der Dinge.

„Um Gotteswillen, Berta, du hast ein furchtbares Wagnis gemacht", rief er.

„Es war notwendig, um dich zu retten", erklärte sie.

„Ist dir nicht eingefallen, daß deinem eigenen Leben die nächste und höchste Gefahr drohte?"

„Wohl, wohl. Aber dein Leben ist hundertmal mehr wert als das meinige. Wenn die Explosion dich getötet hätte, wär ich auch gestorben. Ohne dich leben zu müssen, das hätte mir das Herz gebrochen."

Fortsetzung folgt

FATIMA STUDENT BURSE

Ein gnadenreiches, frohes Osterfest wünschen wir allen Freunden der Priesterstudentenburse Unserer Lieben Frau von Fatima. Heute sind wir wieder einmal ein schönes Stück vorangekommen. Ein liebes Ostergeschenk an Gott ist es, wenn man betend für Seine werdenden Priester opfert. Vieles schulden wir Ihm, der für uns das Kreuz getragen, damit uns die Ostergnade gegeben werden könne. Möge der Segen Seiner gekreuzigten Hände unsere Wohltaten geleiten, bis auch ihnen einmal die Stunde der Auferstehung in Gott schlägt. Und Maria nehme sie unter ihren Schutz und Schirm.

Bisher eingenommen	$1,644.30
Mrs. Chr. Bachmann, Sumner, Wash.	1.00
Matt. Suchan, Burr, Sask.	5.00
Ein Leser, Fulda, Sask.	5.00
Nik. Weißgerber, Sr. Schuler, Alta.	1.00
Georg Schmalz, Beiseker, Alta.	5.00
Mrs. Elis. Rissling, Sr. Revenue, Sask.	5.00
Peter Cyca, Lemberg, Sask.	5.00
Miss Anna Altmeyer, Winnipeg, Man.	10.00
Mrs. Maria Britz, Marysburg, Sask.	5.00
Ignatz Hoffart, Tribune, Sask.	5.00
Joseph R. Gartner, Penticton, B. C.	1.00
Mrs. Paul Seidel, Bruno, Sask.	10.00
Ein Leser	2.00
Mrs. J. B. Weber, New Westminster,	2.00
Maria Multazynski, Beebe, P. Q.	3.00
J. L. B., Primate, Sask.	10.00
Eine Leserin, Primate, Sask.	25.00
Maria Weinmeyer, Luseland, Sask.	5.00
Eine Leserin, Salvador, Sask.	5.00
Ein Leser, Denzil, Sask.	3.00
Mrs. J. Gottselig, Chamberlain, Sask.	2.00
	$1,759.30

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.